

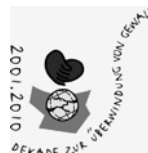
BAUERN – SPIELBALL DER GLOBALISIERUNG

**Faire Regeln für eine lebens-
dienliche Landwirtschaft**

OeME - Herbsttagung 2006

Samstag, 18. November 2006
Tagungszentrum Inforama Rütli, Zollikofen

Vorbereitungsgruppe	Seraina Caviezel, Ruedi Felder, Bernhard Herold, Helmut Kaiser, Irene Meier, Jules Rampini, Susanne Schneeberger Geisler, Urs Zurschmiede
Koordination	Susanne Schneeberger Geisler
Trägerorganisationen	Fachstelle „Kirche im Dialog“ der römisch-katholischen Kirche Bern, Fachstelle für Ökumene, Mission und Entwicklungszusammenarbeit OeME Reformierte Kirchen Bern-Jura-Solothurn, Missionskonferenz der deutschen und rätoromanischen Schweiz
Musikalische Begleitung	Priska Walss, Alphorn
Übersetzung Tagung	Margrit Pfister, Spanisch / Deutsch Corinna Timm, Franz / Deutsch
Tonmitschnitt	Rolf Gössi, Elektronik, Auenstein
Dokumentation	
Redaktion	Marianne Renfer, Susanne Schneeberger, Maria Kopp
Fotos	Uli Geisler, Stefan Wermuth, Thomas Gröbly
Produktion	Nicole Wegmüller, Fachstelle OeME
Vervielfältigung	Print Shop, M. Flückiger, Bern
Herausgeberin	Fachstelle OeME Speichergasse 29, 3011 Bern Tel. 031 313 10 10 E-Mail: oeme@refbejuso.ch www.refbejuso.ch/oeme
Datum des Erscheinens	Mai 2007
Preis	CHF 10.– inkl. Porto für Teilnehmende im Tagungsbeitrag inbegriffen
Papier	holzfrei, chlorfrei



Fachstelle „Kirche im Dialog“ der römisch-katholischen Kirche Bern
 Fachstelle Ökumene, Mission und Entwicklungszusammenarbeit
 OeME – Reformierte Kirchen Bern-Jura-Solothurn
 Missionskonferenz der deutschen und rätoromanischen Schweiz

INHALTSVERZEICHNIS

	SEITE
PROGRAMM UND TAGUNG	5
LISTE DER ATELIERS	6
BEGRÜSSUNG UND EINFÜHRUNG	7
• Susanne Schneeberger Geisler	
• Hans Ulrich Krebs	
REFERATE	
Mechanismen der Globalisierung in der internationalen Landwirtschaft – was tun?	10
Beispiel Kamerun: Keine Chicken schicken Bernhard N’Jonga	20
Beispiel Costa Rica: Bio Brombeeren für Europa Eduardo Rodríguez	27
ROUND TABLE – AUSSCHNITTE	32
BEITRÄGE AUS DEN ATELIERS	36
Atelier Nr. 1: Nahrungsmittelsicherheit und gute Regierungsführung (good governance). Zum Beispiel Kamerun.	36
Atelier Nr. 2: Marktöffnung – die Chance zur Entwicklung? Zum Beispiel Costa Rica.	37
Atelier Nr. 3: Ernährungssouveränität – ein Weg zum Überleben für alle.	38
Atelier Nr. 4: Bauern helfen Bauern: Dorfentwicklung als Mittel gegen Abwanderung in Moldawien.	40
Atelier Nr. 5: Wer macht die Spielregeln im internationalen Agrarhandel?	41
Atelier Nr. 6: Bittere Tomaten aus Almería. Was ist in der Schweiz, Italien oder Mexiko?	42
Atelier Nr. 7: Globalisierte Landwirtschaft am Beispiel Gemüse und Zucker, Einsichten zur Ausstellung.	43
Atelier Nr. 8: Veränderungen der landwirtschaftlichen Realität: Neue Rollen für Frauen in bäuerlichen Familienbetrieben.	45

Atelier Nr. 9: Auspressen oder dankbar nehmen? Ethik im Umgang mit Boden und Tieren.	46
Atelier Nr. 10: Die Macht den KonsumentInnen; Konsumentenentscheid zwischen Eigennutz und Verantwortung.	47
Atelier Nr. 11: Vom Um-Denken zum Um-Handeln: Gelungene Erfahrungen.	48
Atelier Nr. 12: Welche Nahrung wollen wir? Für eine regionale und ressourcenschonende Landwirtschaft auch in Zukunft.	50

VOTEN AUS DER PODIUMSDISKUSSION: REGELN FÜR EINE LEBENSDIENLICHE LANDWIRTSCHAFT

52

LITURGISCHER ABSCHLUSS

56

LINKS

60

ANHANG

61

- Dürfen Brombeeren im Flugzeug reisen?
Reto Aschwanden, Schweizer Bauer, 29.11.2006
- Nur Spielball der Globalisierung?
Thomas Gröbly, Kultur und Politik, Heft Nr. 6, Dezember 2006
- Wir sitzen alle im selben Boot.
Barbara Richiger, Die Grünen, nr. 25/2006
- Keine Chicken schicken.
Reto Aschwanden, Saemann Nr. 3/2007
- Pressecommuniqué der Ref. Kirchen Bern-Jura-Solothurn
Bauern – Spielball oder Spieler auf dem globalisierten Feld?
Barbara Richiger

PROGRAMM

08.45	Ankunft und Kaffee
09.15	Begrüssung und Einführung <i>Susanne Schneeberger Geisler, Fachstelle OeME</i>
09.30	Mechanismen der Globalisierung in der internationalen Landwirtschaft – was tun? <i>Prof. Gil Ducommun, Leiter der Abteilung internationale Landwirtschaft an der Schweizerischen Hochschule für Landwirtschaft (SHL), Zollikofen</i>
10.15	Beispiel Kamerun: Keine Chicken schicken <i>Bernard N’Jonga, Präsident ACDIC (Bürgervereinigung zur Verteidigung ge-</i>

meinnütziger Interessen)

10.45 Pause

11.00 Beispiel Costa Rica: Bio Brombeeren für Europa

Eduardo Rodríguez, Präsident APROCAM (Export-BrombeerproduzentInnen im Hochland)

11.30 Round Table

*Bernard N'Jonga, Kamerun; Eduardo Rodríguez, Costa Rica; Vreni Aebersold, Gemüseproduzentin, Synodale, Treiten; Jules Rampini, Bio Bauer, Napf
Leitung: Tina Goethe, Swissaid*

12.30 Mittagessen

13.45 Ateliers – Diskussionen mit Fachleuten und Betroffenen

15.00 Pause

15.20 Podiumsdiskussion: Regeln für eine lebensdienliche Landwirtschaft

*Sibyl Anwander Phan-huy, Coop; Regina Fuhrer, Präsidentin Bio Suisse;
Adrian Wiedmer, Geschäftsführer gebana; Pia Grossholz, Präsidentin kf Bern,
Synodalrätin; Thomas Gröbl, Theologe und Ethiker MAE
Moderation: Toni Koller, Redaktor Schweiz Radio DRS*

16.30 Liturgischer Abschluss

ATELIERS

<p>1 Nahrungsmittelsicherheit und gute Regierungsführung (good governance) Zum Beispiel Kamerun <i>Bernard N’Jonga, Agronom (ACDIC)</i></p>	<p>2 Marktöffnung – die Chance zur Entwicklung? Zum Beispiel Costa Rica <i>Eduardo Rodríguez (APROCAM)</i></p>
<p>3 Ernährungssouveränität – ein Weg zum Überleben für alle? <i>Tina Goethe, Soziologin (Swissaid)</i></p>	<p>4 Bauern helfen Bauern: Dorfentwicklung als Mittel gegen Abwanderung in Moldawien <i>Leo Meyer, Programmbeauftragter HEKS</i></p>
<p>5 Wer macht die Spielregeln im internationalen Agrarhandel? <i>Bernhard Herold, Agrarökonom</i></p>	<p>6 Bittere Tomaten aus Almería. Was ist in der Schweiz, in Italien oder in Mexiko? <i>Dr. Sibyl Anwander Phan-huy, Coop Leiterin Wirtschaftspolitik/Nachhaltigkeit</i></p>
<p>7 Globalisierte Landwirtschaft am Beispiel Gemüse und Zucker, Einsichten zur Ausstellung <i>Seraina Caviezel, Ethnologin und Ueli Tobler, Pfarrer, Präsident SRAKLA</i></p>	<p>8 Veränderungen der landwirtschaftlichen Realität: Neue Rollen für Frauen in bäuerlichen Familienbetrieben <i>Ruth Rossier, Agronomin, Forschungsanstalt ART (Reckenholz)</i></p>
<p>9 Auspressen oder dankbar nehmen? Ethik im Umgang mit Boden und Tieren <i>Jules Rampini, Biobauer und Theologe</i></p>	<p>10 Die Macht der KonsumentInnen – Konsumentenentscheid zwischen Eigennutz und Verantwortung <i>Pia Grossholz, Präsidentin Konsumentenforum kf Bern, Synodalrätin</i></p>
<p>11 Vom Um-Denken zum Um-Handeln: gelungene Erfahrungen <i>Helmut Kaiser, Pfarrer, Sozial- und Wirtschaftsethiker, Urs Zurschmiede, Gymnasiallehrer</i></p>	<p>12 Welche Nahrung wollen wir? Für eine regionale und ressourcenschonende Landwirtschaft auch in Zukunft <i>Raymond Gétaz, Mitglied von Longo Mai</i></p>

BEGRÜSSUNG UND EINFÜHRUNG

Susanne Schneeberger Geisler, Fachstelle OeME

Ich begrüsse Sie herzlich zu unserer OeME-Herbsttagung:

BAUERN – Spielball der Globalisierung

Dieser Titel erinnert uns an die wichtigste Nebensache der Welt, den Fussball. Fussball ist ein globales Spiel, das in den Favelas von Mexiko genauso gespielt wird wie in Guttannen. Gerade im letzten Sommer hat dieses Spiel auch in der Schweiz so viele Menschen bewegt, wie kaum sonst. Weltweit müssen sich im Fussball alle an die gleichen, klaren Regeln halten. Am Ende des Spiels gibt es Verlierer und Gewinner und es geht scheinbar alles fair zu - doch nicht überall und nebenbei ist es auch ein ganz grosses Geschäft.

Ein anderes Spiel: Das Globalisierungsspiel

Die Bäuerinnen und Bauern nehmen an einem anderen globalen Spiel teil – mit anderen Regeln: Die Dominanz der ökonomischen Logik, welche sich stark am Gewinn orientiert und schrittweise alle Lebensbereiche durchdringt, bestimmt die Rahmenbedingungen der Landwirtschaft wesentlich mit. Die Bäuerinnen und Bauern haben in den letzten zwanzig Jahren durch Veränderungen der Spielregeln eine tiefgreifende Wandlung ihrer Arbeit erfahren. Die Öffnung der Märkte, Liberalisierung und Deregulierung, der Abbau von Zöllen, der Zerfall von Preisen und sich schnell ändernde KonsumentInnenwünsche sorgen für ökonomischen Druck auf familienorientierte Betriebe. Der Überlebenskampf wird härter. Eine scheinbar weltweite Konkurrenz ist die Folge, denn der Austausch von Nahrungsmitteln über nationale Grenzen hinweg nimmt zu.

Bestimmte Regionen wie zum Beispiel Almería produzieren grosse Mengen an Gemüse zu niedrigen Preisen. Das ist nur möglich unter intensivem Einsatz von Dünger und Pestiziden sowie der Ausbeutung von migrierenden BilliglohnarbeiterInnen. Diese Preise drücken auf die Preise weltweit, was unter anderem dazu führt, dass BäuerInnen z.B. im Seeland ihr Gemüse phasenweise fast ohne grosse Rendite verkaufen müssen, nur um am Markt – bzw. im Spiel – zu bleiben. Die damit geförderte landwirtschaftliche Entwicklung geht in Richtung Vergrösserung von Betrieben, in denen effizienter und kostengünstiger produziert werden kann. Familienorientierter Landwirtschaft bleibt das Suchen von Nischen, von Zweiteinkommen oder die Aufgabe des Familienbetriebs zugunsten eines Grossbetriebs, um überleben zu können. Einige Anwesende kennen das vielleicht aus eigener Erfahrung oder von Freunden oder Bekannten.

Zu diesem „landwirtschaftlichen“ Globalisierungsspiel gehören auch die Entstehung und das Wachsen von Agro-Industrie und von multinationalen Konzernen. Durch ihre Grösse kontrollieren sie z.B. den Handel mit Getreide, Soja oder Saatgut. Auf dem internationalen Markt diktieren sie die Preise, die dann auch die Preise im regionalen Handel bestimmen.

Die zunehmende, weltweite Verflechtung des Handels mit landwirtschaftlichen Produkten, der Export von subventionierten Produkten aus reichen Ländern des Nordens üben Druck auf die Bauern des Südens aus. Ganze Märkte fallen zusammen,

weil die einheimische Produktion nicht so billig produzieren kann wie der subventionierte Import. So werden Länder, die Produkte selber produzieren können, plötzlich zu Importeuren. Neue Abhängigkeiten werden geschaffen.

Die Folgen davon sind oft Armut und Hunger (70% der hungernden Menschen weltweit sind BäuerInnen) und als Konsequenz daraus: Migration und soziale Instabilität. Neben diesen wichtigen ökonomischen Faktoren geht aber mit der Dominanz der ökonomischen Logik eine Entwertung der bäuerlichen Arbeit einher, da diese doch gewisse Grenzen innerhalb der Vermarktbarkeit aufweist.

Die bäuerliche Arbeit, das Bebauen der Erde, das Säen und Ernten, eingebunden in den Rhythmus der Natur, die Grundlage, dass jede/r einzelne hier gut leben kann, rückt symbolisch in die Nähe der heute so genannten Care-Arbeit von Frauen. Die Care-Arbeit schafft die Grundlagen für eine funktionierende Gesellschaft: Kinder gebären, aufziehen und Alte und Kranke versorgen. Doch diese Arbeit ist keine Lohnarbeit, wird nicht gezählt in ökonomischen Statistiken und genießt wenig soziale Anerkennung. Ähnliche Tendenzen sind in der Bedeutung der landwirtschaftlichen Arbeit feststellbar.

So werden in diesem globalisierten – inzwischen sehr ernstem – Spiel die Regeln verändert, manchmal schleichend, kaum wahrnehmbar, und manchmal sehr deutlich und rigoros. Auch bei diesem Spiel gibt es Gewinner und Verlierer. Und irgendwie spielen wir alle mit – als Bauern, als Konsumenten, als Politiker oder als politisch aktive Bürger.

Diese Faktoren des Globalisierungsspiels bilden den Hintergrund der heutigen Tagung, organisiert von der Fachstelle OeME und sie werden heute noch in vielfältigen Formen Thema sein. Doch wir richten uns an einem anderen Referenzpunkt aus.

Die Basis unseres Suchens nach einer lebensdienlichen Landwirtschaft bezieht sich auf den Begriff Ernährungssouveränität.

Der Begriff Ernährungssouveränität ist umfassend und bedeutet in erster Linie (in Anlehnung an die Formulierung durch die Via Campesina):

Das Recht aller Völker, ihre Ernährungs- und Landwirtschaftspolitik selber zu definieren; die einheimische landwirtschaftliche Produktion und den lokalen Handel zu schützen und zu regulieren, um das Ziel einer nachhaltigen Entwicklung des jeweiligen Landes zu erreichen. Das Mass an Selbstversorgung selber festzusetzen. Das Recht der BäuerInnen, Nahrungsmittel zu produzieren und das Recht der KonsumentInnen, mitzuentcheiden, was sie kaufen und essen wollen und wie Nahrungsmittel produziert werden. Priorität der lokalen Produktion, Zugang zu Land (von BäuerInnen und Landlosen) zu Wasser, zu Saatgut und Krediten.

Daran sollen sich die Entwicklung der Agrar- und Handelspolitik, die Leitlinien der Produktion und des Detail-Handels ausrichten, damit die Landwirtschaft dem Leben dient und das Leben für alle ermöglicht und damit ein Überleben für alle Menschen Realität wird und auch das Weiterbestehen der Schöpfung gewährleistet wird.

Die Tagung ist ein weiterer Schritt der Kirchen, die ökonomische Globalisierung in einem Lebensbereich in ihrer Wirkung und ihren Folgen kritisch zu hinterfragen und nach Regeln für eine lebensdienliche Landwirtschaft und für einen lebensdienlichen Markt zu suchen.

Hans Ulrich Krebs, Synodalrat und Dozent am Inforama

Liebe Anwesende

Im Namen des Synodalrates der Kirchen Bern-Jura-Solothurn heisse ich Sie auf der Rütli herzlich willkommen. Die Fachstelle OeME hat für den heutigen Anlass ganz bewusst das Inforama des Kantons Bern als Zentrum der Landwirtschaftlichen Schulen in unserem Kanton und Kirchengebiet gewählt. Das hat die Direktion und die Geschäftsleitung des Inforama besonders gefreut. Ich heisse Sie deshalb auch in deren Namen herzlich willkommen im Tagungszentrum Rütli. Da sich die Verantwortlichen wegen anderweitiger Verpflichtungen entschuldigen müssen, habe ich es übernommen Ihnen ein paar Informationen über das Tagungszentrum zu geben.

Am Inforama Rütli holen sich die Berner Bauern und Bäuerinnen ihre Ausbildung, Weiterbildung und Beratung. Das Inforama steht zudem der ganzen Bevölkerung als Bildungsstätte offen.

Nach einer längeren Reorganisationszeit sind aus sieben Landwirtschaftsschulen des Kantons Bern sechs Inforamas geworden und später noch ein Inforama mit regionalen Zentren. Das Inforama Rütli ist das Zentrum, in welchem praktisch alle landwirtschaftlichen Bildungsangebote von Attest-Ausbildungen bis hin zur Ausbildung von Meisterleuten angeboten werden.

Bildungspalette:

An allen Inforama-Standorten gibt es landwirtschaftliche und hauswirtschaftliche Beratung und spezielle Bildungsangebote:

- **Inforama Rütli, Zollikofen**
Ausbildung für Landwirt/in und in Hauswirtschaft, Berufsmaturität (naturwissenschaftliche, gesundheitliche und soziale Richtung)
- **Inforama Berner Oberland, Hondrich**
Landwirt/in und in Hauswirtschaft, Alpsennen- und Alpkäserkurse, Garten: für Blinde beschildert und rollstuhlgängig
- **Inforama Emmental, Bärau**
Ausbildung für Betreuungsleistungen
- **Inforama Oeschberg, Koppigen**
Obstgarten mit über 400 alten, lokalen Kernobstsorten
- **Inforama Seeland, Ins**
Ausbildung für Gemüsegärtner/in, Gemüsebau-Versuche
- **Inforama Waldhof, Langenthal**
Ausbildung in Hauswirtschaft

Der Leitgedanke des Inforamas lautet: Der ländliche Raum liegt uns am Herzen. Wir tragen dazu bei, dass sich die Menschen darin eigenverantwortlich weiter entwickeln können. Das, liebe Anwesende, können unsere Bauern aber nur, wenn sie nicht zum Spielball der Globalisierung werden. Es braucht faire Regeln für eine lebensdienliche Landwirtschaft. Und da sind wir schon im Zentrum des heutigen Tagungsthemas. Ich danke allen, die diesen Tag ermöglicht und mit viel Engagement vorbereitet haben, und wünsche Ihnen, liebe Gäste, am Inforama einen lehrreichen OeME-Herbsttag. Vielen Dank.

MECHANISMEN DER GLOBALISIERUNG IN DER INTERNATIONALEN LANDWIRTSCHAFT – WAS TUN?

Gil Ducommun, Dozent für Entwicklungspolitik und ländliche Entwicklung und Leiter der Abteilung internationale Landwirtschaft an der Schweiz. Hochschule für Landwirtschaft, SHL in Zollikofen

Definition und Ursachen der Globalisierung

Globalisierung bedeutet eine zunehmende Verflechtung der Wirtschaftsräume auf der Erde. Das betrifft den Handel von Gütern und Dienstleistungen, aber auch Investitionen und die Produktion an und für sich, die globalisiert wird. Auch Informationen und das Wissen breiten sich weltweit in enormer Geschwindigkeit aus und nicht zuletzt die Kapitalflüsse, die jetzt auch nahezu frei weltweit die Welt umspannen. Zusätzlich dazu müssen auch die Migrationsströme von Menschen gezählt werden.

Die Ursache der Globalisierung ist erstens einmal die Technik. Was wir technischen Fortschritt nennen (Wissen, Fähigkeiten technologischer Art), hat verschiedene Globalisierungswellen ausgelöst. Diese Technologien führen dazu, dass die sogenannten Transaktionskosten, d.h. die Kosten von Transport und Kommunikation erheblich sinken und dadurch der Handel/Austausch viel schneller, einfacher und billiger wird. Eine wichtige Rolle spielt auch die Politik, der Wille zur Öffnung der Märkte. Vor allem nach dem Zweiten Weltkrieg hat die Politik intensiv mitgewirkt, dass diese technischen Möglichkeiten auch in diesen weltweiten Handel münden. Wie wir alle wissen, gab es diese Bestrebungen, Handel weltweit zu betreiben, schon viel früher, in der Kolonialzeit.

Die Politik führt dazu, dass die Schutzmassnahmen abgebaut werden. Durch den Abbau von Zöllen, Normen, Standards im Bereich der Hygiene, z.B. der Verpackungen oder der phytosanitären Massnahmen, versucht man Vereinheitlichungen einzuführen, damit der Handel ungestörter möglich ist. Die WTO (World Trade Organisation, die Welthandelsorganisation) ist ein wichtiger Motor in dieser Entwicklung.

Globalisierungswellen

Globalisierung gab es bereits im Mittelalter. Ab 1500 hat die Hochsee-Schifffahrt durch ihre grossen weltweiten Handelsflüsse eine Globalisierung ausgelöst. Ganz entscheidend für die moderne Globalisierung waren dann jedoch die Erfindung der Dampfmaschine im 19. Jahrhundert und ab 1870 bis 1910 die Dampfschiffe und die Eisenbahn. Dies führte dazu, dass die Transaktionskosten, d.h. die Kosten von Handel und Kommunikation, massiv gesenkt werden konnten; demzufolge ist der Wettbewerb zwischen den Weltregionen stark gestiegen. Der Warenhandel hat massiv zugenommen, insbesondere der Getreidehandel zwischen Europa und Nordamerika, wo Getreide billiger produziert werden konnte als in Europa. Gleichzeitig hat die Ernährungssicherheit Europas zugenommen, weil wir im Bedarfsfall Getreide aus Nordamerika importieren konnten, um die Bedürfnisse in Europa zu decken. Dies führte zu einer verstärkten Emigration. Im 19. Jahrhundert gab es in Europa eine Bevölkerungsexplosion. In dieser Zeit sind etwa 60-80 Millionen Europäer ausgewandert, vor allem in die USA, nach Kanada und nach Südamerika. Hier gab es grosse Armut, dort waren die Löhne besser, und sogenannte freie Räume konnten bewirt-

schaftet werden. Viele Europäer haben das ausgenutzt, um der Armut hier zu entfliehen. Diese Tatsache sollten wir nicht vergessen, wenn wir an aktuelle Migrationsströme denken.

Weil Getreide in den USA billiger produziert werden konnte, sind die Preise gesunken und die Preisunterschiede zwischen Europa und den USA sind zurückgegangen.

Es gab dann eine zweite Globalisierungswelle, ich nenne sie die Umkehrwelle, ein Rückgängigmachen der Globalisierung. Nach dem Ersten Weltkrieg haben die Europäer die Schutzmassnahmen wieder aufgebaut. In Europa gab es die grosse Krise. Ein nationalistischer Reflex führte wieder zum Schutz des Binnenmarktes. Es wurden neu Zölle eingeführt. Diese Theorie, Wirtschaftsräume zu schützen und mit Hilfe des Staates einzugreifen, vertrat auch John Keynes, ein bedeutender Wirtschaftstheoretiker. Das Welthandelsvolumen ging zurück. Diese Phase dauerte bis zum Zweiten Weltkrieg. Nach dem Zweiten Weltkrieg kam die grosse Industriegewelle. Im Rahmen des GATT (General Agreement for Trade and Tariffs, Genf), vorgängiger Institution der Welthandelsorganisation (WTO), wurden unter den Industrieländern die Zölle für Industriegüter wieder abgebaut. Dadurch nahm der Handel an Industriegütern wieder weltweit zu, vor allem unter den Industrieländern. Die Länder haben sich immer mehr spezialisiert auf Produkte, bei welchen sie sogenannte komparative Vorteile hatten und am günstigsten produzieren konnten. Die Arbeitsproduktivität hat kräftig zugenommen. Durch die Industrialisierung und Mechanisierung konnte die Produktion pro Arbeitsstunde stark erhöht werden, was zu einem Sinken der Preise führte. Gegenüber den Entwicklungsländern haben wir im Bereich der Rohstoffe die Zölle gegen Null tendieren lassen, d.h. die Zölle auf Kaffee, Kakao, Baumwolle, etc. gingen zurück auf etwa 0-2%. Die industrialisierten Staaten haben diese Entwicklung bewusst vorangetrieben, weil sie für die verarbeiteten Güter relativ hohe Zölle aufrecht erhalten konnten, so dass die Drittweltländer sich nicht industrialisieren konnten. Diese Entwicklung wurde Zolleskalation genannt.

Zolleskalation (theoretisches Beispiel):

- auf Rohstoffen 0% Zoll
- auf der ersten Verarbeitungsstufe ca. 5-7% Zoll
- auf der zweiten Verarbeitungsstufe 10% Zoll
- und auf der dritten Verarbeitungsstufe, dem endgültigen Produkt ca. 12% oder 15% Zoll

Diesen Industrieschutz hat Europa bis heute nur teilweise abgebaut. Dadurch haben wir den Kolonialhandel der früheren Zeit aufrechterhalten können, d.h. wir haben Rohstoffe importiert und dafür Industriegüter exportiert, wie das zur Kolonialzeit üblich war. In der gleichen Zeit 1950-1980 haben sich Südost-Asien und Asien industrialisiert. Es ist sehr interessant zu sehen, wie die industrielle Entwicklung in China, Indien, Südkorea, Malaysia usw. abgelaufen ist. Diese Länder haben ihre Märkte mit relativ hohen Zöllen auf Agrarprodukten und Industriegütern geschützt. So konnten sie sich hinter diesem Schutz industrialisieren, vor allem für den Binnenmarkt, bis sie in den 70er und 80er Jahren reif waren, Industriegüter auf den internationalen Markt zu werfen.

Etwa ab 1970 begann die heutige Globalisierungswelle der Finanzmärkte, der Konzentration des Kapitalbesitzes, der Delokalisierung und der elektronischen Datenverarbeitung. In den 70er Jahren wurden die Wechselkurse, die vorher fix waren zwi-

schen Dollar und den Hauptwährungen aufgehoben. Die Dollar-Gold-Parität wurde auch aufgelöst und die Finanzmärkte wurden geöffnet und dadurch kam es zu riesigen Finanzströmen und -bewegungen. Übrigens haben einige Länder in Asien, insbesondere China und Indien, ihre Finanzmärkte nie geöffnet und deshalb wurden sie auch nie in diese riesigen Spekulationswellen hineingezogen.

Die 70er/80er Jahre sind die Zeit der elektronischen Datenverarbeitung/Computer (EDV), der schnellen Welt der Kommunikation, welche auch die Grundlage für die finanzielle weltweite Verflechtung ist. In diesen Jahren hat innerhalb des GATT die sogenannte Uruguay-Verhandlungsrunde stattgefunden, welche 1994 zur Gründung der WTO geführt hat. In der Uruguay-Runde wurden die Zölle wieder abgebaut sogar auf Dienstleistungen, um den Welthandel noch mehr zu beschleunigen. Gleichzeitig zerfiel der Ostblock und die Rivalität Ost/West spielte nicht mehr wie in den vorherigen 30er Jahren. Durch diesen Zollabbau gab es einen sehr starken Standortwettbewerb, in dem wir heute voll drin sind. Also ein Wettbewerb zwischen den Produktions- Standorten an Dienstleistungen und Gütern. Das führte dazu, dass unsere Industrien oder Dienstleistungsanbieter auswanderten, d.h. sie investierten in der Tschechei, in Ungarn oder in Malaysia, weil sie in Europa nicht mehr zu konkurrenzfähigen Preisen Produkte herstellen konnten. Sie verlegten ihre Produktion in Länder, in welchen die Löhne tiefer waren und die ökologischen und sozialen Standards auch weniger einengend sind. All dies führte dann zu massiven Kapitalbewegungen, Investitionen und auch weltweiten Spekulationen. Ganz grosse Unternehmungen kaufen ihre Konkurrenten auf oder fusionieren, das Kapital konzentriert sich. Wir erleben – und das haben wir vor allem in den letzten 15 Jahren erlebt – eine enorme Fusionswelle und dadurch eine Vergrößerung der transnationalen Unternehmungen, die heute oft viel mächtiger sind als viele Entwicklungsländer. Die Macht der Kapitalakkumulation ist ein Faktor dieser Globalisierung. Das Welthandelsvolumen hat massiv zugenommen. In den letzten 30 Jahren haben sich die süd- und ostasiatischen Länder sehr erfolgreich in den Weltmarkt integriert durch ihre Industriegüter und Dienstleistungsexporte. Man kann sagen, von 1950-1975 haben sie geübt, haben die Produkte vor allem für den Binnenmarkt entwickelt und dann nach etwa 20 Jahren sind sie langsam auf den Weltmarkt gekommen und haben mit den Industrieländern konkurriert. Leider wurde in der gleichen Zeit Afrika abgekoppelt, d.h. dieser Produktivitätsfortschritt, den wir in Europa, in Nordamerika und Südostasien erfuhren, konnte Afrika nicht mitmachen. Afrika verliert immer mehr an Bedeutung im Welthandel, ausser für einige Rohstoffe, die wir dort billig beziehen. Dies führt zu einer Marginalisierung vieler Entwicklungsländer, die diese Produktivitätsfortschritte, diese Industrialisierung nicht durchgemacht hatten, was wiederum zu einer Zunahme von Armut, zu hohem Bevölkerungswachstum, Zunahme von Hunger, zu wenig Arbeitsplätzen und zum Verschleiss der natürlicher Ressourcen führt.

Dieser Handels- und Konsum-Boom beschert uns heute eine tiefgreifende Umweltkrise, die uns alle betrifft.

Folgen für die agrarischen Entwicklungsländer

Anz. Bauern (Millionen)	Technologie	Ha / AK AK = Arbeitskraft	Ertrag Getreide To / HA	Ertrag To / AK
900	Handarbeit	0,5 - 1	0,5 – 1,5	1
350	Tierzug	3 - 5	1 - 2	3 - 10
30-40	Motorisiert Schwere Motomech	10 – 30 150 – 200	5 – 8 2 - 8	50 – 240 300 - 1600

Produktivitätsgefälle: ca. 1/500 (Produktionskosten berücksichtigt)

Erläuterung zur Tabelle:

Weltweit gibt es etwa 1,3 Milliarden Bauern.

900 Mio arbeiten mit Handarbeit, 350 Mio mit Tierzug und etwa 30-40 Mio arbeiten mit Traktoren. Die 900 Mio Bauern bewirtschaften pro Arbeitskraft etwa eine halbe bis eine Hektare, die mit Tierzug bewirtschaften 3-5 ha pro Arbeitskraft und die motorisierten in der Schweiz – leichte Motorisierung – bewirtschaften 10-30 Hektaren pro Arbeitskraft. In Ländern wie der USA, Kanada, Australien, Argentinien, Brasilien bewirtschaftet eine Arbeitskraft 150-200 Hektaren. Die Erträge sind auch nicht die gleichen.

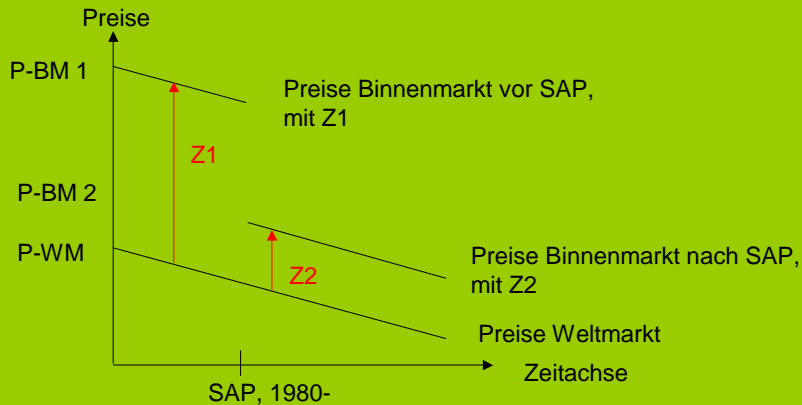
Die, welche von Hand arbeiten, haben einen Ertrag von etwa einer Tonne pro Hektare. Eine Arbeitskraft produziert im Jahre etwa 1 Tonne Getreide, das ist ihre Arbeitsproduktivität.

Die, welche mit einem Tierzug arbeiten, produzieren 3-10 Tonnen pro Arbeitskraft. Die Schweizer bringen es auf 50-250 Tonnen pro Arbeitskraft, wenn sie hohe Getreideerträge haben (6-8 Tonnen pro ha). Die Produzenten in Argentinien oder USA haben eine Arbeitsproduktivität von 300-1600 Tonnen pro Arbeitskraft. So sehen die weltweiten Konkurrenzverhältnisse aus! Wenn jetzt die Zölle abgebaut werden, dann werden all diese sehr unterschiedlichen Produzenten in Konkurrenz sein, obwohl das Produktivitätsgefälle etwa 1:500 beträgt. Gleichzeitig wurden die armen Entwicklungsländer gezwungen ihre Zölle abzubauen und zwar durch die sogenannten Strukturanpassungsprogramme des Internationalen Währungsfonds und der Weltbank, um die Verschuldung abzubauen.

Folgen dieser Entwicklung:

32 Öffnung der Märkte (Zollabbau)

Den armen verschuldeten EL wurde **in den 80er Jahren** (vor WTO) mit Strukturanpassungsprogrammen (SAP von IWF und WB) der Abbau des Zollschutzes und eine Deregulierung der Binnenmärkte aufgezwungen.



Vor den 80er Jahren wiesen die Entwicklungsländer meist relativ hohe Zölle auf: Z1. Der Weltmarktpreis sinkt tendenziell kontinuierlich wegen dem Produktivitätsfortschritt, aber dank diesen Zöllen war das Preisniveau der ausländischen Produkte auf dem Binnenmarkt der Entwicklungsländer noch relativ hoch. Dann hat man ihnen mit den Strukturanpassungen aufgezwungen, die Zölle zu reduzieren (auf Niveau Z2) und damit ist das Preisniveau der Importprodukte zurückgegangen.

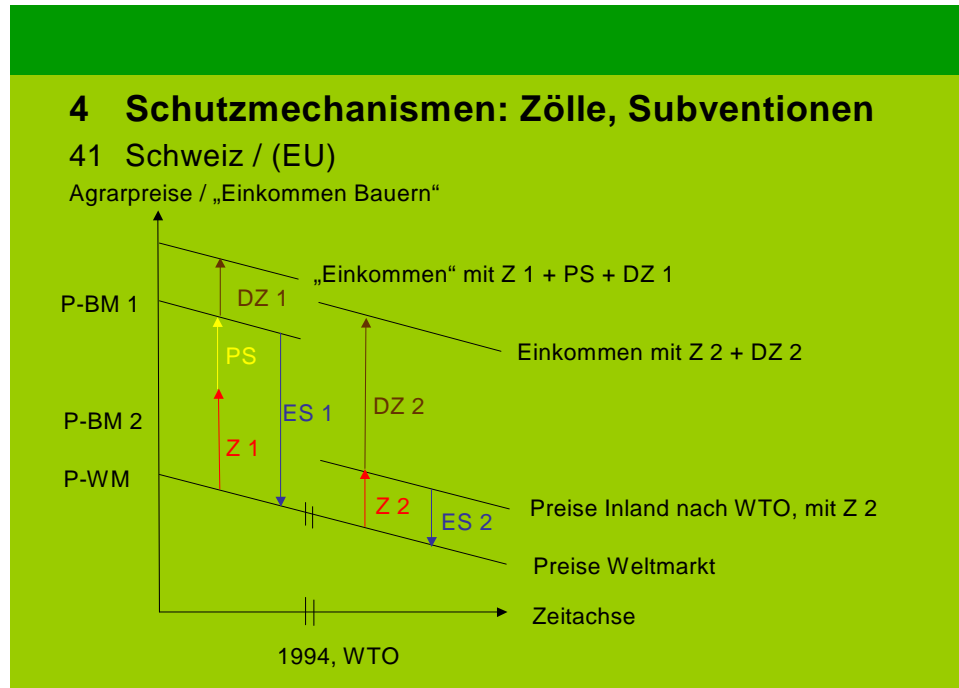
In der Zeit von 1960-2000 sind die realen Preise für die Agrargüter weltweit zurückgegangen. In 40 Jahren wurden die Preise halbiert oder sogar durch drei geteilt. Dies ist auf die enormen Produktivitätsfortschritte der Länder zurückzuführen, welche eine grosse Mechanisierung erlebt haben. In den Entwicklungsländern führte das zu einem Preiszerfall, einer Verarmung der Kleinbauern, weil ihre Märkte nicht mehr geschützt sind und zu einer Landflucht. D.h. ein Bauer, der nur eine Tonne oder 5 Tonnen Getreide produziert, bekommt für das Getreide auf dem Binnenmarkt, wo er seine Güter verkauft, immer weniger.

Diese Marktöffnung, die man diesen 900 Millionen Handwerks-Bauern aufgezwungen hat, kann man nicht verantworten. Auch für die 350 Millionen Bauern, die mit Tierzug wirtschaften, ist es untragbar sowie für 4/5 der Schweizer Bauern. Ich mache hier ausdrücklich darauf aufmerksam, dass die Schweizer Bauern und viele Bauern in der Dritten Welt eigentlich im gleichen Boot sitzen, einfach auf einer andern Produktivitätsstufe. Auch die Schweizer Bauern sind nicht konkurrenzfähig mit den Bauern in Australien, Argentinien, Brasilien, Malaysia, USA und Kanada. Es ist nicht zu verantworten, wenn nicht gleichzeitig Industrie und Dienstleistungen einen Aufschwung erfahren und damit Arbeitsplätze geschaffen werden, wo diese Bauern Arbeit finden können.

Auch Luzius Wasecha, unser Botschafter bei der WTO hat gesagt, dass es nicht zu verantworten wäre, in Indien die Zölle abzubauen, denn wohin würden dann die 600 Millionen indischen Bauern gehen! Ich war sehr erstaunt zu hören, dass das seco

diese Position vertritt in der WTO. Tatsächlich konnte Indien die Zölle hochhalten, weil das Land sich nie übermässig verschuldete und daher nie ein Strukturanpassungsprogramm aufgezwungen bekam vom IWF. Aber diejenigen Länder, die schon in den 80er Jahren ihre Zölle senken mussten wegen den SAP, die können sie nicht mehr erhöhen, und zwar mehr wegen dem IWF als wegen der WTO (diese lässt für arme Entwicklungsländer mehr Schutzzölle zu).

Die Schutzmechanismen - wie funktionieren sie für die Schweiz?



Z: Zölle, erhöhen Produzentpreis auf dem Binnenmarkt

PS: Preisstützung bedeutet produktgebundene Subvention („amber box“)

DZ: Direktzahlungen sind meist produkt-ungebundene Einkommenssubventionen („green box“)

ES: Exportsubvention (Preisdumping nach WTO): sollen in Doha-Runde eliminiert werden

Die Schweiz erhebt über dem Weltmarktpreis Zölle (Z1) und gewährt Preiszuschläge und Preisstützungen (PS) gebunden an bestimmte Produkte. Daraus ergibt sich das hohe Preisniveau in der Schweiz. Für die Bauern kamen bis 1994 noch geringe Direktzahlungen (DZ1) dazu, welche ihr Einkommen verbesserten. Als die WTO 1995 gegründet wurde, mussten diese Preisstützungen im wesentlichen abgebaut werden. Die Zölle wurden gesenkt und daher haben wir tendenziell ein viel tieferes Preisniveau. Damit die Bauern überleben können, wurden von der Produktionsmenge unabhängige erhebliche Direktzahlungen (DZ2) eingeführt. Wenn die Schweizer vor 1994 exportieren wollten, mussten sie recht hohe Exportsubventionen bezahlen (ES1). Nach 1994 gehen diese Exportsubventionen stark zurück (auf ES2), weil der Binnenmarktpreis in der Schweiz ebenfalls zurückgegangen ist. Das sind die Mechanismen, die wir, voran getrieben durch die WTO, seit 1994 erleben. Die Doha-Runde, in der wir sind, und die jetzt unterbrochen worden ist, will diese Exportsubventionen gänzlich eliminieren.

Folgen dieser Entwicklung für die armen Entwicklungsländer?

Im Süden sind die Bauern dem Weltmarkt sehr stark ausgesetzt. Einerseits weil bei früheren Strukturanpassungsprogrammen die Zölle auf ein recht tiefes Niveau abgebaut wurden. Andererseits sind sie den subventionierten Produkten der Agrarexporture ausgesetzt: aus Europa z.B. Milchpulver, Mehl, Konserven und Reis aus USA, Thailand, China und Vietnam. Das bedeutet, dass die Bauern, die eine sehr tiefe Produktivität haben, einem Weltmarkt ausgesetzt sind, auf welchem die Preise gemäss der höchsten Produktivität festgelegt und dann noch teilweise exportsubventioniert werden, wie z.B. europäisches Milchpulver und Mehl.

Die Staaten im Süden haben auch keine Mittel für staatliche Direktzahlungen an ihre BäuerInnen und sie dürfen ihre Zölle nicht erhöhen, v.a. weil die SAP des IWF es verunmöglichen. Aber auch die bei der WTO im Vertrag von Marrakesch (1994) hinterlegten Zölle (Niveau von 1986/90) sind für die WTO massgebend und dürfen nicht mehr überschritten werden.

Weil die Bauern im Süden nicht geschützt werden und preislich nicht mithalten können, verlieren sie ihre Binnenmärkte, d.h. in ihren Städten werden immer mehr europäische und asiatische Produkte konsumiert. Milchpulver wird eingeführt und konkurrenziert die nationale Milchproduktion, Mehl wird eingeführt, Brot wird gegessen, Reis wird eingeführt. So verlieren die Bauern ihre Märkte und Einkommen, was schlussendlich zur Verarmung der Bauern und Bäuerinnen führt und die Migration ankurbelt.

Was tun?

Den armen agrarischen Entwicklungsländern müsste man auf Agrargüter-Importe erhebliche Zollerhöhungen ermöglichen, damit die Bauern wieder ihre eigenen Märkte beliefern können. D.h., man müsste den Binnenmarkt dieser Länder wieder den lokalen Bauern reservieren. Dafür braucht es in erster Linie die Zustimmung des Internationalen Währungsfonds und der Weltbank. Und das sind wir, weil wir – die Industrieländer – dort bestimmen, wie der Kurs läuft. Es liegt also in der Verantwortung der reichen Industrieländer.

Diese Möglichkeiten für eine Zollerhöhung müssten für einen Zeitraum bis zu 40 Jahren bestehen bleiben, damit sich die Länder in dieser Zeit entwickeln, sich industrialisieren können. Es braucht eine dezidierte Industrialisierung in diesen agrarischen Entwicklungsländern, damit sie ihre eigenen Produkte, ihre eigenen Rohstoffe verarbeiten, zuerst für den Binnenmarkt und vielleicht nach 20 Jahren auch für den Weltmarkt, wie das die asiatischen und süd-ostasiatischen Länder gerade gemacht haben.

Nach vielleicht 15/20 Jahren Industrialisierung sind die Industrien dann stark genug, um auf dem Weltmarkt konkurrenzfähig zu werden. Dann kann man eine schrittweise Marktöffnung vornehmen: es werden Industriegüter exportiert und gleichzeitig die Importzölle reduziert. D.h. langsam können diese Länder – nach einer längeren Schutzphase - in den Weltmarkt integriert werden.

Die Strategie, in Ländern welche eine relativ gute Verteilung des Bodenbesitzes aufweisen, wie in Westafrika, besteht darin, dass die Bauern dank dem neu eingeführten Zollschutz die Agrarproduktion – vor allem an Nahrungsmitteln – für den Binnenmarkt erhöhen können. Dadurch steigen die Einkommen der Bauern. Wenn die Bauern mehr Geld besitzen, werden sie das Geld ausgeben: für lokale Dienstleistungen,

für Güter der Handwerker (Schmiede, Schreiner, usw.) und für Landarbeiter. Es werden damit landwirtschaftliche und v.a. viele nichtlandwirtschaftliche Arbeitsplätze gesichert und erzeugt. Beides zusammen bewirkt ein Zurückgehen der Armut. Eine Zunahme des bäuerlichen Einkommens und eine Zunahme des nicht landwirtschaftlichen Einkommens, vor allem in ländlichen Gebieten führt eindeutig zur Abnahme der Armut. Das ist eine Entwicklungsstrategie, die man in Dokumenten der UNO-Organisationen nachlesen kann (siehe FAO, 2003: World Agriculture: towards 2015/2030, Kap. 8.3 und 8.5).

Was steht der Schweiz bevor?

In der Schweiz stehen wir unter dem Druck der Industrie- und Dienstleistungsexporteur. Sie wollen, dass wir unseren Agrargrenzschutz abbauen um ihre Exporte zu sichern. Das ist eigentlich ein Tauschhandel. Die grossen Agrarexporteur (USA, Kanada, Brasilien, Argentinien, usw.) sagen: Wenn ihr euren Agrarschutz abbaut, dann könnt ihr weiterhin eure Industriegüter und Dienstleistungen ungehindert exportieren. Diesen Zollschatz werden wir reduzieren müssen, auch wenn die Doha-Runde im Moment gestoppt ist. Wir werden auch die Exportsubventionen ganz aufheben müssen.

Damit die BäuerInnen in der Schweiz überleben können, brauchen wir daher hohe Direktzahlungen. Das sind Zahlungen, die nicht an die Produktionsmenge gebunden sind. Damit werden die Bauernbetriebe nicht voll den Weltmarktpreisen ausgesetzt. Ohne Direktzahlungen (DZ) hätten wir in der Schweiz nur noch etwa 1/5 der Betriebe oder weniger. Auch bei hohen DZ werden wir in den nächsten 20 Jahren weiterhin einen markanten Strukturwandel erfahren. Pro Jahr werden etwa 2000 Betriebe eingehen. Ich denke, die Schweiz kann das verkraften. Die Bauern können andere Arbeitsplätze finden. Für die nächsten 15 Jahre bedeutet dies eine Abnahme von 30'000 Betrieben (ca. die Hälfte), darum herum kommen wir nicht.

Die Entwicklung der internationalen Verhandlungen wird uns zwingen, den Export von subventionierten Agrarprodukten (vor allem der Verarbeitungsindustrie) abzubauen. Dies kann für unsere Agrarindustrie zum Problem werden, wenn sie keine Exportnischen für teure Agrarprodukte findet.

Im übrigen genügen die DZ für die Gemüse- und Zuckerrübenbauern nicht, weil die Flächen relativ klein sind und die Direktzahlungen pro Fläche, wie sie ausbezahlt werden, nicht ausreichen, um den Preiszerfall auszugleichen. Ich denke, für diese Produktionsbereiche wird notwendigerweise entweder eine Rationalisierung der Produktion stattfinden oder dann müssen sie auf eine Label-Produktion, Bio usw. umstellen, um einen Mehrwert zu erzielen; sonst müssen sie auf andere Agrarprodukte wechseln. Die Lösung ist: Produzieren von Produkten mit Zusatzwerten, die man mit einem Gütesiegel (Tierschutz, Appellation d'origine contrôlée AOC, usw.) vermarkten kann. Diese Produkte können dann auch ohne Subventionen in Nischenmärkte in Europa exportiert werden.

Für die Entwicklungsländer wäre es ein wichtiger Schritt, dass der Norden die sogenannte Zolleskalation aufgeben würde, d.h. der Schutz unserer Agrarindustrie. Das würde den Entwicklungsländern, die verarbeitete Agrargüter exportieren wollen, am meisten helfen. Die heutige Doha-Runde hat zum Ziele Zölle noch stärker abzubauen sowie die produkt-gebundenen Preisstützungen aufzuheben. Wenn das stattfindet und die Exportsubventionen verschwinden – das wäre das Hauptziel – werden

die Weltmarktpreise um gut 15 bis 25% ansteigen und das wäre für die Schweiz ganz günstig. Dann würde der Unterschied zum Preisniveau in der Schweiz kleiner und die Direktzahlungen könnten tendenziell zurückgehen. Für die Bauern gibt es dann immer noch die Möglichkeit, durch Produktion mit Gütesiegel wie die Bioproduktion ein Zusatzeinkommen zu erwirtschaften.

Besonders betonen möchte ich, dass Modellrechnungen ergeben haben, dass das Aufheben der Exportsubventionen in den Industrieländern (was die Doha-Runde fordert) den allermeisten Entwicklungsländern nicht helfen wird, sondern dass nur die grossen Agrarexporteure wie Brasilien, Argentinien, USA, Kanada, Neuseeland, Australien, Malaysia davon profitieren werden. Alle Kleinbauern, diese 900 Millionen oder 1,2 Milliarden Bauern, werden vom Abbau der Schutzzölle und vom Aufheben der Exportsubventionen keinen Nutzen ziehen können. Sie werden nicht auf unsere Märkte drängen können. Für die armen agrarischen Länder wird es überhaupt keine Lösung sein.

Was können Sie tun, was können wir tun als Konsumenten, als Bürgerinnen und Bürger?

Ich erinnere an das Wort Kaufkraft. Kaufkraft bedeutet, dass wir dem Produzenten und der Produktionsweise des Produzenten Kraft geben. Also ein Kauf ist immer ein Überreichen von Energie und von Kraft an den Produzenten. Bewusstes Einkaufen ist etwas Schönes, man gibt einem Produzenten Kraft. Praktisch bedeutet das, meines Erachtens, dass wir die Label-Produktionen, die Gütesiegel (Fair-Trade, Bio, Claro) unbedingt erhalten müssen. Das ist ganz wichtig, damit unsere Bauern eine Überlebenschance haben, vor allem für die kleineren Betriebe, denn sonst werden sie eingehen.

Politisch wäre es wichtig, dass wir Entwicklungszusammenarbeit anders verstehen würden: nämlich den armen agrarischen Entwicklungsländern zu erlauben – im Rahmen des Internationalen Währungsfonds und der Weltbank, wo die Entschuldungsmassnahmen beschlossen werden – ihre Zölle wieder zu erhöhen und ihren Binnenmarkt für ihre Bauern zurückzugewinnen. Das wäre nur gerecht, weil sich diese Länder Direktzahlungen nicht leisten können. Als Gegenmassnahme zu unseren Direktzahlungen dürften sie Zölle erheben. Ich denke, das wäre auch eine würdige Strategie für diese Länder, dass sie den Reichtum durch die eigene Produktion, durch die eigene Agrarindustrie und durch die eigene Verarbeitungsindustrie ihrer Rohstoffe selber erzeugen würden. Dies würde dem Begriff Entwicklungszusammenarbeit gerecht werden, nach welchem sich die Betroffenen selber durch ihre eigene Arbeitsleistung aus der Armut herausarbeiten würden. Das ist würdig.

Weltweit müssten wir auch die sogenannten externen Kosten internalisieren. Das sind alle schädlichen Auswirkungen bei der Produktion für die Umwelt und für die Menschen. Wenn die Produzenten das in ihre Produktionspreise einbauen müssen, dann steigen die Preise und das würde bedeuten, dass wir die Menschen und die Natur schützen. Verantwortungsvoll mit der Natur und den Menschen umzugehen hat einen Preis: höhere Weltmarktpreise. Es wäre schön, wenn wir dies in der WTO beschliessen könnten; dazu braucht es unseren politischen Druck. Meines Erachtens wäre dies eine Haltung der umfassenden Liebe und Verantwortung, auch wenn wir dafür kämpfen müssten. Ich denke, das wäre bei uns viel wichtiger als noch mehr Einkommen und noch mehr Besitz.

Mit weniger hätten wir mehr. Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.

BEISPIEL KAMERUN: KEINE CHICKEN SCHICKEN

Wie Hühnerfleisch aus Europa Kleinbauern in Westafrika ruiniert und eine starke Bürgerbewegung in Kamerun sich erfolgreich wehrt

Bernard Njonga, Kamerun, Präsident der Bürgervereinigung ACDIC (Association Citoyenne de Défense des Intérêts Collectifs [Bürgervereinigung zur Verteidigung kollektiver Interessen] berichtete über die Importe von Hühnerfleisch nach Kamerun und die daraus entstehenden Folgen für die Bevölkerung.

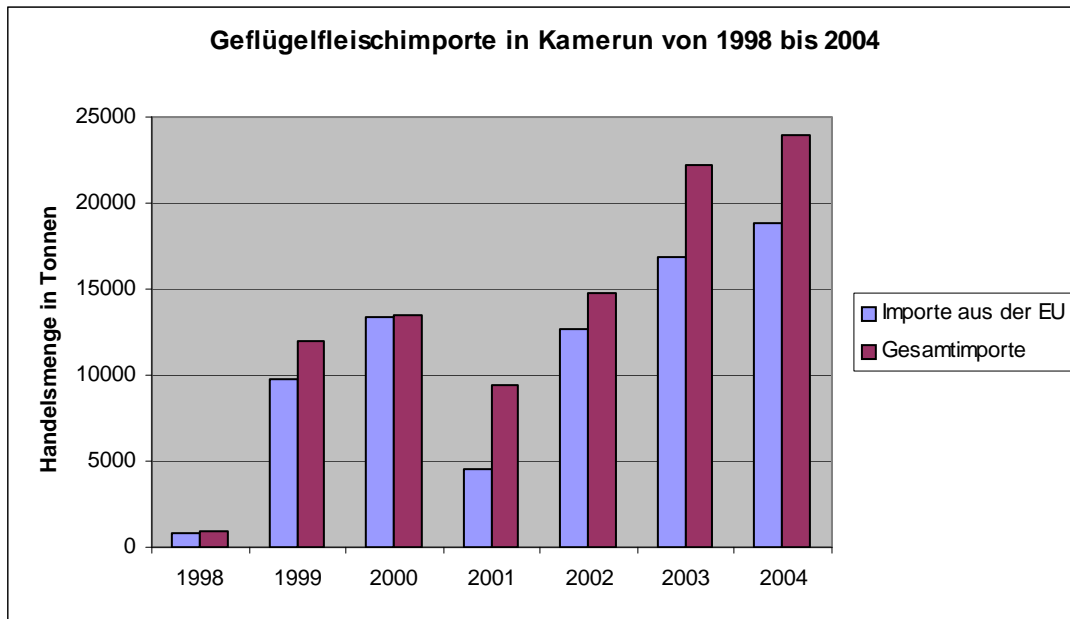
Den hier abgedruckte Text haben wir der Broschüre „Keine chicken schicken“ des eed¹ entnommen, gekürzt und angepasst.

Ein Markt wird überschwemmt

Vor 1996 hatte sich Kamerun selbst mit Geflügel versorgt. Nur wenige Tonnen wurden importiert, hauptsächlich Enten, Gänse und Perlhühner für die Supermärkte in den Grossstädten Jaunde und Douala. Die Kunden waren meist AusländerInnen, denn tiefgefrorenes Fleisch galt als Luxusgut.

Doch diese Situation veränderte sich ab 1996 rasant. Die Ausfuhr von Geflügel aus der EU in Länder wie Kamerun und andere afrikanische Länder, verdreifacht sich im Zeitraum von 1996-2004, von etwa 48'000 Tonnen auf knapp 200'000 Tonnen. Kamerun importiert im Jahr 2004 mit 24'000 Tonnen das zwanzigfache an Geflügel wie acht Jahre vorher (978 Tonnen). Drei Viertel des Hühnerfleisches kommen aus der Europäischen Union (EU), hauptsächlich aus Frankreich, Belgien Holland und Spanien und die gesamt Ware wird tiefgefroren eingeführt.

¹ eed (Evangelischer Entwicklungsdienst): Keine Chicken schicken: Wie Hühnerfleisch aus Europa Kleinbauern in Westafrika ruiniert und eine starke Bürgerbewegung in Kamerun sich erfolgreich wehrt, Bonn 2006



Per Gesetz waren Geflügelimporte in Kamerun auf 7'000 Tonnen pro Jahr beschränkt, das Ministerium für Tierzucht genehmigte die Einfuhrmenge. Trotzdem wurde z.B. 2004 die fünffache Menge importiert, wie Recherchen von ACDIC ergaben. Es fehlt im Land an Inspektoren und Kontrolle. So wurden weder Menge noch Qualität der eingeführten Ware überwacht.

Für die wachsende Zahl der Importeure waren die gefrorenen Geflügelteile ein glänzendes Geschäft. Sie kauften das Kilo Geflügel für höchstens 0,80 Euro ein und verkauften es – mit einem Gewinn von fast 100 Prozent – für 1,50 Euro.

„Für den menschlichen Verzehr ungeeignet“

Erst waren es Gerüchte. Dann häuften sich die Berichte von Hochzeits- oder Trauergemeinden, bei denen Feierlichkeiten mit Fleischvergiftung endeten. Die tiefgefrorenen Geflügelteile aus Europa kamen ins Gerede. Trotzdem kauften die Kamerunerinnen und Kameruner dieses Hühnerfleisch. Lokale Hühner werden traditionell lebendig vermarktet, das ist am hygienischsten. Für den täglichen Konsum sind sie jedoch für viele unerschwinglich. Das änderte sich mit den EU-Importen. Sie waren billig und wurden meist als Teile verkauft. „Die Tiefkühlhühner haben keinen Geschmack“, sagt eine Käuferin. „Aber sie kosten weniger, und es ist besser als nichts für die Kinder. Die Kinder haben das Gefühl, als ässen sie Fleisch“. Huhn zu essen, wird als sozialer Aufstieg gewertet. Doch das Billigfleisch hat seinen Preis – das Gesundheitsrisiko und grosse Verluste von Arbeitsplätzen in Kamerun.

ACDIC untersuchte im Frühjahr 2004 eine bedeutende Zahl von Stichproben von Fleisch an verschiedenen Orten im Land. Die Ergebnisse der Analysen des Centre Pasteur in Jaunde waren eindeutig: 83,5 Prozent der untersuchten Hühnerenteile waren für den menschlichen Verzehr ungeeignet. 15 Prozent der Stichproben enthielten Salmonellen und etwa jede fünfte war mit *Campylobacter* kontaminiert, den nach Salmonellen zweithäufigsten Erregern entzündlicher Durchfallerkrankungen. „Ein Desaster für die Gesundheit der Bevölkerung,“ so das Fazit von ACDIC.

Unterbrochene Kühlkette

Tiefkühlkost ist in den Tropen und in armen Ländern eine Risikotechnologie. Nach dem Löschen des gefrorenen Hühnerfleisches im Hafen liess sich in Kamerun die Kühlkette nicht mehr kontrollieren. Grosse Teile der Ware wurden auf offenen Prit-

schenwagen – bei über 30 Grad und 90 Prozent Luftfeuchtigkeit – mehrere Stunden zu den Märkten im Lande transportiert. Oft wurde dort das Geflügel an offenen Ständen ohne Kühlung verkauft. Auch in Geschäften mit Tiefkühltruhen sah es kaum besser aus, wie ACDIC herausfand. 15 Prozent der Tiefkühlgeräte waren verrostet, ein Viertel war geöffnet und das Kühlgut aufgetaut.

„Die Hühner waren meine einzige Einnahmequelle“

Viele Ställe stehen leer in Kamerun, weil Geflügelzüchter aufgeben mussten. Die Familien sind ruiniert, so wie der ehemalige Angestellte im Staatsdienst Michele Atangana. Er hatte auf die Hühnerzucht gesetzt und einen Kleinkredit aufgenommen, um Hühnerfutter zu kaufen. „Anfangs hatte ich gute Erträge und konnte die Raten zurückzahlen“. Doch dann verkaufte er die Hühner ohne Gewinn, konnte den Kredit nicht mehr zurückzahlen und sich weder neue Kücken noch Futter leisten. 1999 kam der Zusammenbruch. Hühnerzüchter Atangana musste seine Geflügelhaltung aufgeben.

Das Importhuhn aus Europa wurde mit Kilopreisen von 1,44 Euro angeboten, bestimmte Teile gab es schon für 40 Cent. Die einheimischen ProduzentInnen konnten damit nicht konkurrieren. Günstiges lokales Geflügel kostete, 1.80 Euro pro Kilogramm. „Da kommt keiner gegen an“, so Züchter Atangana. Zwischen 1997 und 2000 ging die jährliche Produktion von Geflügelfleisch in Kamerun um ein Viertel zurück.

Eine Katastrophe für die nationale Ökonomie

ACDIC wählte eine Zufallsstichprobe von 100 Geflügelhaltern aus, die im Jahr 1996 bis zu 500 Ein-Tages-Kücken gekauft hatten. Sechs Jahre später waren von den 100 Züchterinnen und Züchtern gerade noch acht übriggeblieben. Nicht nur die Produzenten verloren ihre Arbeit. Der Produktionsrückgang zerstörte die Existenzen der Bäuerinnen und Bauern, die Futtermittel erzeugen. Verloren gingen auch die Arbeitsplätze an den Schlachthausständen auf den Märkten, wo die Käuferinnen die lebenden Hühner schlachten, rupfen und ausnehmen lassen.

Wirtschaftlich steht mit den Importen für Kamerun viel auf dem Spiel. Für die Produktion einer Tonne Hühnerfleisch sind fünf Arbeitsplätze nötig, so Berechnungen von ACDIC. Drei für Kückenerzeugung, Aufzucht und die Futterproduktion, zwei in den Städten für Rupfen und Verkauf des Geflügels. Für tiefgefrorenes Hühnerfleisch werden viel weniger Arbeitskräfte benötigt. Bei einer Importmenge von 24'000 Tonnen Hühnerfleisch wie im Jahr 2004 gehen viele Arbeitsplätze verloren.

Zusätzlich bedroht der Import des Tiefkühlgeflügels aus Europa die Selbstversorgung Kameruns. Der Bedarf an Hühnerfleisch wird auf etwa 35'000 Tonnen geschätzt. Einheimische Produzenten deckten 2002 noch rund 60 Prozent des Bedarfs, 2003 wegen der hohen Importe nur noch 37 Prozent.

Erfolgreicher Widerstand

Die Beratungsorganisation für Landwirte SALID (Service d'Appui aux Initiatives Locales de Développement²) schaltet sich 2003 in die Problematik ein. SALID, eine

² SALID berät hauptsächlich Bauernorganisationen in allen wichtigen Fragen: Von der Intensivierung des Anbaus landwirtschaftlicher Produkte, deren Lagerung, Vertrieb und Vermarktung bis hin zu Mikrofinanzierung und selbstorganisierter Krankenversicherung. Die Bekämpfung der Armut, insbesondere im ländlichen Raum, durch die Verbesserung der Lebenssituation von Bauern und Bäuerinnen ist das Ziel der Arbeit von SALID. Die Organisation wird seit 1990 von EED (Evangelischer Entwicklungsdienst) unterstützt.

Partnerorganisation des Evangelischen Entwicklungsdienstes in Deutschland (EED), berät und unterstützt seit 1988 in Kamerun Landwirte. Schnell ist klar: Es wird eine politische Auseinandersetzung um Billigimporte geben. Die Bäuerinnen und Bauern sind schlecht organisiert und können diese nicht alleine leisten. Eine unabhängige Organisation ist nötig, die alle Betroffenen unter einem Dach vereint, politische Lobbyarbeit macht und Überzeugungsarbeit bei der Bevölkerung leistet, weshalb ACDIC gegründet wurde. Durch die Bewusstseinsarbeit von ACDIC sollte ein Impuls zur Veränderung von Politik möglich werden und die Sicht auf die „Entwicklung“ von Kamerun reflektiert werden.

Ende 2003 beginnt der Aufbau von ACDIC, der „Association Citoyenne de Défense des Intérêts Collectifs«. SALID stellt Büros zur Verfügung, Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter arbeiten ehrenamtlich für ACDIC. Schnell entsteht landesweit eine unabhängige, parteiübergreifende Organisation mit eigenen demokratischen Strukturen, die offen für alle Bevölkerungsschichten ist. ACDIC versteht sich als Anwältin der Bevölkerung bei Verhandlungen mit der Regierung und will alle Betroffenen einbeziehen: Produzenten und KonsumentInnen, Importeure und Händler.

„Hähnchen des Todes“ – Die Kampagne von ACDIC

ACDIC recherchiert gründlich Ursachen und Konsequenzen der Hühnerfleisch-Importe aus Europa und veröffentlicht die Ergebnisse im März 2004 in einer Broschüre: „Tiefgefrorene Hühner. Lebensgefahr! – für die Gesundheit der Bevölkerung, für die ländlichen Hühnerproduzenten und die nationale Ökonomie.“ Die Situation ändert sich am schnellsten, wenn wir KonsumentInnen überzeugen, so die Einschätzung von ACDIC. In grosser Auflage wird die Broschüre verteilt, vor allem auf den Märkten in den Städten. ACDIC-Aktivistinnen und Produzenten diskutieren mit den Menschen, klären über die Gefahren durch die Tiefkühlhühner auf. Die Mund-zu-Mund-Propaganda wirkt. Die Markthändler, die aus den Dörfern kommen, verbreiten die Geschichte schnell auf dem Land.

Zudem veranstaltet ACDIC Workshops und informiert Geflügelzüchterinnen, Konsumenten, Händler, Importeure, politische EntscheidungsträgerInnen und Medien über die negativen Folgen der Hühnerimporte. In Bafoussam im Westen Kameruns demonstrieren im Juni 2004 lokale Produzenten und KonsumentInnen und fordern von der Regierung den sofortigen Einfuhrstopp für das EU-Geflügel. „Die Sorge der KonsumentInnen galt nicht nur den gesundheitlichen Gefahren sondern auch den sozialen und ökonomischen Auswirkungen der Importe, dem Verlust der vielen Arbeitsplätze“, erzählte Bernard N’Jonga.

Durch kurze und prägnante Botschaften schafft es die ACDIC-Kampagne auf die Titelseiten von Zeitungen und anderen Medien.

Die politischen Forderungen von ACDIC finden Gehör, auch innerhalb der Regierungspartei. Im Dezember 2004 kommen – bis dahin einmalig in der Geschichte Kameruns – 120 der 180 Parlamentarier zu einem Treffen, das ACDIC organisiert hat. Der Minister für Landwirtschaft und Tierzucht empfängt Vertreter von ACDIC. Die Hühnerkampagne hat das Verhältnis zwischen Zivilgesellschaft und politischen Entscheidungsträgern verändert.

Die Kampagne wirkt

„Was ist das für Fleisch?“, wird bald jeder gefragt, der in Kamerun Hühnerfleisch anbietet. GastgeberInnen wagen es nicht, ihren Gästen tiefgefrorenes Fleisch zu servieren. Die Konsumentinnen in Kamerun reagieren schnell und kaufen keine tiefgefrorenen Geflügelteile mehr. Die Händler bleiben auf der Ware sitzen, obwohl der Preis heruntergeht. Kurz vor den Präsidentschaftswahlen im Oktober 2004 beschliesst die Regierung, die Importe strikt zu überwachen und verspricht die Einhaltung des gesetzlichen Einfuhrkontingents.

Von den einheimischen Geflügelzüchtern verlangt die Regierung, die Produktion schnell zu steigern. Zum Weihnachtsfest, der Hochsaison für Geflügelfleisch, soll der Bedarf gedeckt sein. Doch so schnell lässt sich der ruinierte Wirtschaftszweig nicht beleben. Vielen KleinbäuerInnen fehlt das Kapital, um Kücken und Futter zu kaufen. Sie bekommen keine neuen Kredite, weil sie verschuldet sind und ihre früheren Kleinkredite nicht zurückzahlen konnten.

Weihnachten 2004 wird Hühnerfleisch knapp, die Preise steigen. Die Regierung stimmt dem Import von 5'000 Tonnen zu. Allerdings erreicht ACDIC, dass Produzenten, Importeure, Bürgerbewegung und Regierung alle drei Monate überprüfen, ob der Bedarf durch einheimisches Hühnerfleisch gedeckt werden kann. Der optimistische Trend im Sommer 2005: Nach Aussagen des kamerunischen Ministeriums für Tierzucht können die einheimischen Bauern zwischen 60 und 75 Prozent des geschätzten Jahresbedarfs von 35'000 Tonnen Geflügelfleisch decken.

Nord-Süd-Aktionen in Europa

Europa rupft Afrika

„Wir können das Problem im Land allein nicht lösen“. ACDIC bittet mit Start der Kampagne in Kamerun Partnerorganisationen in ganz Europa um Unterstützung: Die Partner sollen nach Wegen suchen, was gegen den Export von Hühnerteilen getan werden kann und das Thema ins öffentliche Bewusstsein bringen.

Unter dem Motto „Europa rupft Afrika“ (L'Europe plume l'Afrique) beginnen SOS Faim, Agir Ici, CFFD im April 2004 eine Kampagne in Frankreich und Belgien. Frankreich ist neben den Niederlanden mit 31% einer der Hauptexporteure des tiefgefrorenen Fleisches. Die Organisationen informieren über die Situation in Kamerun: Im Herbst 2005 organisieren attac, die Arbeitsgemeinschaft bäuerlicher Landwirtschaft (AbL) und der EEC eine Vortragsreise mit Tilder Kumichii, dem Vorsitzenden der Nordwestprovinz von ACDIC, wo sie die Folgen der Exporte von Hühnerteilen nach Afrika aufzeigen und von den Erfolgen der Kampagne berichten.

Die Ernährung selbst bestimmen – die Menschen stärken

In den Ländern des Südens leben drei Viertel der armen Menschen auf dem Lande. In den Städten steigt die Armut, weil die Wirtschaftstätigkeit auf dem Lande zurückgeht. Viele bäuerlichen Betriebe sind sehr klein und ernähren primär die Bauernfamilie. Nur ein Teil der produzierten Nahrung wird vermarktet. Die Selbstversorgung mit Grundnahrungsmitteln ist für Entwicklungsländer wichtig. Es muss zu ihrem Recht werden, dass sie ihre Agrarpolitik selbst bestimmen.

ACDIC, die Bewegung der Zivilgesellschaft, wächst weiter. Mit ihren Aktionen konnte und kann sie den Interessen der Bevölkerung Nachdruck verleihen. Die Bürgerinnen und Bürger merken: Wir können politisch Einfluss nehmen und mit unserem Engagement etwas verändern und Menschen bewegen, sich aktiv an der Gestaltung des Landes zu beteiligen. www.acdic.net



AUS- WIR- KUN- GEN AUF LOKA- KA- LEN

Eckdaten zu Kamerun

Fläche:	475'650 km ²
Bevölkerung:	15,5 Mio Einwohner
67%	der Bevölkerung leben von der Landwirtschaft
33%	der Bevölkerung leben unter der Armutsgrenze
560 US\$	Bruttosozialprodukt (BSP pro Einwohner und Jahr)
Analphabetenrate	32%

MARKT IN KAMERUN

Im Jahr 2003 gingen total 110'000 Arbeitsplätze verloren.

2 Fotoseiten

BEISPIEL COSTA RICA: BIO BROMBEEREN FÜR EUROPA

Eduardo Rodríguez, Präsident APROCAM, Costa Rica

APROCAM – heute und in Zukunft

Seit über fünfzig Jahren werden in den steilen und feuchten Berggebieten Costa Ricas Brombeeren angebaut. Hier ist der nicht gewinnorientierte Verein APROCAM, die «Asociación de Productores/Exportadores de Mora», tätig. Im Jahre 1990 haben sich in APROCAM, dem Verein von Export-BrombeerproduzentInnen im Hochland, kleinere und mittlere Produzenten und Exporteure von biologischen Brombeeren zusammengeschlossen. Heute engagieren sich im Verein bereits 140 Produzenten. Sie alle bauen innerhalb der Schutzgebiete Costa Ricas auf über 2000 Metern Höhe biologische Brombeeren für den Export und für den nationalen Markt an.

Zurzeit sehen wir uns bei APROCAM vor allem als Produzenten von Rohmaterial. Wir bauen biologische Brombeeren an und vertreiben diese frisch, gefroren und auch püriert. In Zukunft möchten wir vermehrt auch zu Produzenten von Produkten und Nebenprodukten mit grösserer Wertschöpfung werden. Ein Schritt in diese Richtung ist die Herstellung von biologischem Brombeersaft. Diesen wollen wir in den USA und in Europa lancieren.

Bei der Suche nach Kunden und Geschäftsverbindungen ist für uns die Doppelsieg-Strategie zentral. Wir streben eine Win-Win-Situation an, aus der alle Beteiligten einen Nutzen ziehen können. Natürlich ist das schwierig. Aber die Tatsache, dass unsere Brombeeren biologisch zertifiziert sind, ermöglicht es uns, diese Art von Kunden zu finden.

Wir sind sehr an einer Wertschöpfungskette interessiert. Der Basis der Produzierenden muss ein hoher Wert zuerkannt werden, denn unsere Produzenten müssen Spezialisten sein, um auf dem globalisierten Markt überhaupt bestehen zu können und Erfolg zu haben.

Unsere Beziehung zur aktuellen Landwirtschaftspolitik Costa Ricas

Seit nunmehr 15 Jahren wird in Costa Rica in erster Linie der Anbau von traditionellen Exportgütern gefördert. Im Jahr 2006 hat die offizielle Politik Costa Ricas entschieden, diejenigen Bereiche innerhalb des Landwirtschafts- und Industriesektors, bei welchen sie das grösste Wachstumspotenzial vermutete, speziell zu unterstützen. Ein besonderes Augenmerk wurde dabei auf die biologische Landwirtschaft gerichtet. Gerade auch angesichts der Tatsache, dass der Tourismus wichtig für Costa Rica ist, sollte sie besonders beachtet werden.

Der Verein APROCAM entstand im Zusammenhang mit der geplanten Diversifizierung des Exportangebots Costa Ricas. Brombeeren gehören zu den Produkten, die dazu beigetragen haben, dass so genannt nicht traditionelle Landwirtschaftsgüter wichtiger wurden für das Exportangebot Costa Ricas. In diesem Sinne haben wir bei APROCAM uns eigentlich an den Vorgaben der Agrarpolitik orientiert. Für uns war dabei von Anfang an klar, dass wir uns international vernetzen wollten, um unser

Projekt des biologischen Brombeeranbaus nachhaltig gestalten und weiter entwickeln zu können.

Globalisierung und Freihandelsabkommen

Die Wirtschaft Costa Ricas hing 1985 in erster Linie vom landwirtschaftlichen Sektor ab. Die Hauptexportprodukte waren Kaffee und Bananen. Durch eine neue Politik der Steueranreize und der Steuerentlastung setzten fünfzehn Jahre später, 1990, so radikale Neuerungen ein, dass heute, 2006, nicht mehr die Landwirtschaft, sondern der Industriesektor der wichtigste Wirtschaftszweig des Landes ist.

Nach wie vor ist Costa Rica ein armes Land, ein Entwicklungsland. Am wenigsten begünstigt durch die Veränderungen wurde der Landwirtschaftssektor. Und besonders im Bereich der Infrastruktur und der Dienstleistungen mangelt es nach wie vor an vielem. Auch daher ist es für Costa Rica im Allgemeinen und für uns von APROCAM im Speziellen ein primäres Ziel, auf dem Weltmarkt konkurrenzfähiger zu werden, um überleben zu können.

Costa Rica hat einige bilaterale Freihandelsabkommen unterzeichnet und dabei schmerzlich lernen müssen, dass solche Verträge das Land auch zum grossen Verlierer machen können. Daher fordern die Politiker und wir mit ihnen ganz besonders für den Landwirtschaftssektor eine Entwicklungsagenda. Ziel ist es, die Landwirtschaft so stark schützen zu können, dass sie nicht durch Inkraftsetzung von Freihandelsabkommen in sich zusammenfällt. Auch deshalb wird im Moment auf der politischen Bühne sehr intensiv über das Dafür und Dawider der Unterzeichnung eines Freihandelsabkommens mit den USA diskutiert.

In der Zivilgesellschaft und in der Politik gibt es viele Leute, die sich für die Unterzeichnung dieser Verträge stark machen. Es gibt aber auch sehr viele, die sich dagegen aussprechen. Bis jetzt ist noch nicht entschieden, ob das Freihandelsabkommen letztlich ratifiziert werden wird oder nicht. Klar ist jedoch schon jetzt, dass Walmart, die Besitzerin der grössten Supermarktkette in Costa Rica, welche auch in ganz Zentralamerika sehr präsent ist, eine der wichtigen Akteurinnen ist, die Druck ausübt und die Unterzeichnung des Freihandelsabkommens erwirken will.

Diskutiert wird übrigens nicht nur dieses Freihandelsabkommen mit den USA. Auf der politischen Ebene wird auch die Möglichkeit eines entsprechenden Abkommens zwischen Zentralamerika und der EU diskutiert. Auch hier laufen die Debatten heiss.

Auf dem globalisierten Markt und auch im Binnenmarkt Costa Ricas versuchen wir alle, uns im Wettbewerb zu behaupten. Bei APROCAM tun wir dies, indem wir uns fortwährend zu verbessern versuchen. Wir optimieren die Logistik und die Verpackungs- und Verdichtungssysteme. Wir arbeiten an der Präsentation unserer Produkte und versuchen zudem die Qualität der Früchte noch zu steigern. Der Druck, immer wieder Anpassungen an die Bedürfnisse des globalisierten Marktes vorzunehmen, ist immens. Wir von APROCAM wollen uns im Bereich der biologischen Landwirtschaft behaupten. Das ist unsere Strategie und auch – so hoffen wir – unsere Überlebensgarantie. Wir sind überzeugt, dass mittel- und längerfristig die Konsumenten weltweit die Stärke der biologischen Landwirtschaft anerkennen werden und auch bereit sein werden, den Qualitätsunterschied zu herkömmlichen Produkten zu bezahlen. Durch diesen Mehrpreis werden wir auf dem Markt bestehen können.

Globalisierung oder Untergang

In Costa Rica leben gut fünf Millionen Menschen. Der nationale Markt ist sehr klein. Er bietet nicht genügend Absatzmöglichkeiten für biologische Brombeeren. Damit unser Projekt überlebt und den Bauern längerfristig ein Leben in Würde garantieren kann, sind wir darauf angewiesen, unsere Produkte auch ausserhalb Costa Ricas, in den Ländern des Nordens (USA, Kanada und Europa) vertreiben zu können. Der Exportmarkt ist für uns daher eine wichtige Möglichkeit, die Zukunft unseres Projektes nachhaltig zu sichern.

Wenn wir uns nicht globalisieren, dann gehen wir unter: Die Globalisierung zwingt uns dazu, fortwährend Anpassungen vorzunehmen, um den immer anspruchsvoller werdenden Bedürfnissen des Marktes gerecht zu werden. Würden wir dies nicht tun, würden wir ganz einfach von der Bildfläche verschwinden, denn es gibt immer mehr und immer neue Akteure, die auf den Markt drängen und sich auch ein Stück vom Kuchen abschneiden wollen.

Die Öffnung der Märkte

Wir sehen in der Öffnung der Märkte einen Gewinn, jedoch nur, solange diese Öffnung auch von flankierenden Massnahmen begleitet wird: Die Konsumentenländer sollten Früchten, die im Süden mit angepasster Technologie produziert werden, den Vorrang geben. Und die Länder, in denen produziert wird, sollten ihre Produzenten unterstützen und ermächtigen. Bleiben solche flankierenden Massnahmen aus, ist die so genannte Öffnung der Märkte lediglich eine leere Worthülse.

Bei alledem ist für uns, die Bauern des Südens, klar, dass es ohne die Möglichkeit in Länder des Nordens zu exportieren, sehr schlecht um unsere zukünftige Entwicklung und unser Wohlergehen steht. Daher noch einmal: Der Binnenmarkt ist zwar durchaus wichtig, er reicht aber nicht aus, um den Entwicklungsstand zu erreichen, den wir anstreben.

Unsere Brombeeren sind biologisch zertifiziert. Das unterscheidet uns von anderen und verschafft uns einen Wettbewerbsvorteil, sogar gegenüber grösseren Produzenten, die über bessere Technologien verfügen. Damit wir bestehen können, müssen wir uns weiterhin verbessern und noch mehr spezialisieren. Und natürlich ist klar, dass wir unsere Brombeeren nur auf dem globalisierten Markt vertreiben können, solange dieser bereit ist, einen Preis zu bezahlen, welcher den hohen Produktionskosten, die wir haben, entspricht.

Der Preiskampf ist hart. Bis vor sechs Jahren war Mexiko für unseren Brombeeranbau kein ernst zu nehmender Konkurrent. Durch das Freihandelsabkommen zwischen Mexiko und den USA kann Mexiko nun jedoch auf dem Landweg Brombeeren in die USA exportieren. Dadurch fallen für Mexiko sehr viel weniger Transportkosten an als für uns, die wir unsere Brombeeren per Luftfracht exportieren. Auch was den Export nach Europa anbelangt, hat sich unsere Situation leider verschlechtert. Die Fluggesellschaft, welche direkte Frachtflüge zwischen Costa Rica und Europa durchführte, hat sich aus unserem Land zurückgezogen und fliegt nun ab Ecuador. Das hindert uns im Moment daran, Brombeeren nach Europa exportieren zu können. Die einzige Alternative, die für uns im Moment bleibt, ist, uns dem Wettbewerb in den USA und in Kanada zu stellen und darauf zu hoffen, dass ein Export nach Europa in nicht all zu ferner Zukunft wieder möglich sein wird.

Landwirtschaft im Dienst des Lebens

Wir – die Landwirte des Südens – sind die grossen Verlierer der Globalisierung. Ein Vergleich zwischen einem Bauern des Nordens und einem Bauern eines Südlandes wie Costa Rica eines ist, verdeutlicht das: Für den costaricanischen Bauern hat sich in den letzten 15 Jahren nichts gross verändert. Seine Ressourcen und Möglichkeiten sind sehr begrenzt. Subventionen erhält er keine. Technische Anpassungsmöglichkeiten konnte er nicht oder nur in sehr begrenztem Ausmass vornehmen. Er bezahlt hohe Zinsen und ist je länger je weniger wettbewerbsfähig. Zudem hat er einen niedrigen Bildungsstand, der auch dazu beiträgt, dass er sehr stark vom Binnenmarkt abhängig bleibt.

Im Gegensatz zum Bauer des Südens hat der Bauer des Nordens bessere Möglichkeiten, was die Forschung anbelangt. Er profitiert von Steuervergünstigungen und Subventionen. Zudem befindet er sich näher bei den Endmärkten, was ihn etwas wettbewerbsfähiger macht. Aber letztlich gehört auch der Bauer des Nordens nicht zu den Gewinnern im Globalisierungsspiel. Diesen Sieg machen sich nämlich Importeure und Supermarktketten streitig.

Für uns von APROCAM ist seit unserer Gründung 1990 klar, dass eine Landwirtschaft im Dienst des Lebens in Übereinstimmung mit der Natur steht und an die Zukunft denkt, so wie dies die biologische Landwirtschaft tut. Zwischen dem Gebrauch und dem Vorhandensein von Ressourcen muss ein Gleichgewicht herrschen. Ressourcen müssen nachhaltig genutzt und dürfen nicht unnötig verschwendet werden.

Der Mensch - der Bauer und Produzent - steht für uns und unsere Arbeit im Zentrum. Ein Bauer soll nicht nur seine Grundbedürfnisse und die Bedürfnisse des Marktes abdecken können. Er soll nicht nur überleben, sondern leben können. Wenn er etwas anbaut und vermarktet, dann muss es für ihn dabei einen Zusatznutzen geben, der ihm ein Leben in Würde ermöglicht.

Herzlichen Dank

ROUND TABLE – AUSSCHNITTE

TeilnehmerInnen: Bernard N’Jonga, Kamerun; Eduardo Rodriguez, Costa Rica; Jules Rampini, Bio Bauer und Theologe, Napf; Vreni Aebersold, Gemüseproduzentin, Synodale, Treiten

Moderation: Tina Goethe, Swissaid

In der Wiedergabe wurde die wörtliche Rede beibehalten.

Wir haben heute morgen zwei interessante Beispiele für die Globalisierung gehört:

- Die Entdeckung der Bio-Brombeere als Exportprodukt /Exportschlager für die USA. Hier haben wir ein positives Beispiel – ein Spieler der Globalisierung.
- Die gefrorenen Hühnerenteile, die von Europa nach Afrika exportiert werden und die dort grossen Schaden anrichten. Hier haben wir ein negatives Beispiel - eine Spielballeffahrung.

Frage an Vreni Aebersold und Jules Rampini

Wie ist es in der Schweiz, fühlen sich die Schweizer Produzenten eher als Spieler oder eher als Spielball?

Vreni Aebersold

Ich finde, die Schweizer Produzenten können sich sowohl als Spieler als auch als Spielball fühlen. Ich möchte zuerst auf die Einleitung von Susanne Schneeberger zurückkommen, denn das Beispiel „Fussball“ lässt sich gut auch auf die Landwirtschaft anwenden. Im Fussballspiel gibt es Regeln, die respektiert werden müssen. So muss z.B. in einer Fussballmannschaft ein gewisser Prozentsatz einheimische Spieler mitspielen. Diese Regel – dass ein gewisser Teil einheimische Produkte sein sollten – sollte in jedem Land auch für die Landwirtschaft Geltung haben. Auch der Fussball ist ein gutes Beispiel, wenn man zuviel Luft rauslässt, kann man nicht mehr spielen. Das gilt auch für die Landwirtschaft: Wenn die Bauern zu stark ausgepresst werden, können sie nicht mehr mithalten und mitspielen.

Ich möchte zwei Beispiele nennen, bei welchen wir Gemüseproduzenten uns als „Fussball“ vorkommen. Die Landwirtschaft ist Teil der Wirtschaft, was in der Schweiz ca. 4% entspricht. Als vernachlässigbare Minderheit wird in der Schweizer-Wirtschaft die Landwirtschaft als Spielball eingesetzt.

So jedenfalls fühle ich mich, wenn ich am 7. Januar in ein Geschäft eintrete und in der Gemüseabteilung anstelle von einheimischem Saison-Gemüse einen grossen Berg Blumenkohl finde, der gross angeschrieben als „Gemüse des Monats“ angeboten wird. Verzweifelt suche ich nach Chinakohl, Zuckerhut oder Sellerie, den wir zuhause rüsten und für den wir dann keinen Absatz finden. Da fühle ich mich schon wie ein ausgepresster Fussball.

Das zweite Beispiel von den Hühnerenteilen: Sie kennen sicher alle den Entscheid eines Grossverteilers: Ende 2007 die Truthühner-Produktion in der Schweiz auslaufen zu lassen und die Truthühner nur noch im Ausland einzukaufen. Auch das ist ein

Zeichen der Globalisierung. In diesem Spiel spielen für mich die Konsumenten eine ganz wichtige Rolle. Denn mit den Konsumenten entscheidet sich, ob es uns in Zukunft noch geben wird oder nicht.

Jules Rampini

Einerseits sind wir, gemessen an dem, was im globalisierten Agrarmarkt abläuft, Spielbälle und andererseits sind wir gerade durch Einflüsse wie Preiszerfall, immer wieder herausgefordert, uns in der Landwirtschaft neu zu orientieren. Ich sehe mich hauptsächlich als Spieler. Schon rein deswegen, weil ich auf einem kleinen 7 ha Betrieb im Berggebiet - der zu jenen 30'000 Betrieben gehört, die nach den Berechnungen eigentlich nicht mehr existieren sollten – ein Nebenerwerbslandwirt bin. Da fühle ich mich als Spieler, der irgendwie offensiv neue Wege suchen muss. Als Hauptproduktionszweig produziere ich Natura-Beef-Fleisch, was etwa ein Drittel meines landwirtschaftlichen Einkommens ausmacht. Etwa die Hälfte meines landwirtschaftlichen Einkommens sind Direktzahlungen und einen kleinen Teil erwirtschafte ich mit Nebenprodukten wie Hochstammobst und 50-60% unseres Einkommens verdienen wir durch Nebenerwerb, ich als Theologe und meine Frau als Heilpädagogin. Ich bin nicht bereit, für einen globalen Landwirtschaftsmarkt zu produzieren, der nach FAO-Berechnungen das Doppelte der Menschheit ernähren könnte, und trotzdem jedes Jahr fast eine Milliarde Menschen an Unterernährung oder Hunger leiden. Ich setze mich ein – trotz Schwierigkeiten – für eine kleinstrukturierte Landwirtschaft, die nicht nur Landwirtschaftsprodukte im herkömmlichen Sinne produziert, sondern die sich auch für die Erhaltung der Natur einsetzt. Ich pflege bewusst ökologische Elemente auf meinem Hof und setze mich dafür ein, dass gewisse Tierarten nicht aussterben. Ich bin also nicht nur Landwirt sondern zugleich auch Landschaftspfleger und Naturerhalter. Ich erwarte deshalb von der Gesellschaft auch, dass sie das mitträgt und entsprechend entlohnt. Deshalb finde ich, dass Kleinbauern und Kleinbäuerinnen in Berggebieten, die auf Label-Produktion umstellen, mit der noch ein gewisses Einkommen erwirtschaftet werden kann oder die Wege mit Nischenprodukten suchen, in einem Land wie der Schweiz, weiterhin mit Direktzahlungen unterstützt werden sollten. Es ist mir aber auch nicht egal, was in der Globalisierung abläuft. Ich sehe mein Mitspielen in der Globalisierung vor allem auch darin, mitzuwirken, dass Produkte, die Kollegen und Kolleginnen im Süden produzieren, wie z.B. Kaffee und Kakao und die wir benötigen, zu fairen Preisen importiert werden. Es ist nötig, dass wir den fairen Markt und die solidarische Ökologie noch weiter ausbauen, denn Bauern und Bäuerinnen aus dem Süden haben nicht den Vorteil – den wir hier in der Schweiz haben – dass sie mit Direktzahlungen unterstützt werden. Insofern finde ich es berechtigt, wenn sie ihre Produkte, die wir benötigen, zu fairen Preisen exportieren können.

Frage an Gil Ducommun

Die Schweiz importiert und exportiert. Sie ist Teil der globalisierten Landwirtschaftspolitik/-produktion. Wo sehen Sie denn Möglichkeiten der Schweiz die landwirtschaftliche Produktion in den Entwicklungsländern positiv zu beeinflussen, im Sinne von Ernährungssouveränität – wie wir es von Bernard N'Jonga gehört haben? Und wo sehen Sie heute Praktiken in der Schweizer Politik, die sich negativ auf Bauern und Bäuerinnen in Entwicklungsländern auswirken?

Gil Ducommun

Ich bin der Meinung, dass die Exporteure in der Dritten Welt, die Rohstoffe produzieren wie Kaffee und Kakao, nicht benachteiligt werden dürfen, weder von der

Schweiz, noch von den Industrieländern. Es sind die grossen Konzerne, die an der Börse den Weltmarkt bestimmen und da haben wir keinen politischen Einfluss. Dort, wo auf dem Weltmarkt die Preise gemacht werden, da könnte man Einfluss haben, aber diesen haben wir in den letzten 20-25 Jahren, als alle Rohstoffabkommen abgebaut worden sind, verloren. Seither sind die Rohstoffproduzenten dem Weltmarkt der Börsen ausgeliefert.

Eine Hilfe für Länder, die Rohstoffe herstellen, wäre z.B. wenn wir unseren Zollschutz auf den verarbeiteten Rohstoffen abbauen würden und den Rohstoff produzierenden Ländern die Möglichkeit geben würden, ihre Rohstoffe selber zu verarbeiten. Dazu müssten diese ihre eigene Industrie aufbauen, was wiederum Arbeitsplätze und Mehrwert schaffen würde.

Was die Produktion von Nischenprodukten wie die Bio Brombeere anbelangt, finde ich, dass es keine globale Lösung ist. Ich finde es auch nicht unbedingt sinnvoll, Bio Brombeeren 10'000 km per Flugzeug hin- und her zu transportieren. Ebenfalls finde ich es nicht angebracht, wenn wir ein Nischenprodukt aus der Schweiz nach Singapur oder Brasilien exportieren, das dann mit Exportsubventionen gestützt werden müsste. Die Nischenproduktion ist an und für sich nicht das Problem. Ich sehe sie jedoch nicht als Lösungsansatz. Im Sinne der Ernährungssouveränität sollte jede Grossregion eigentlich ihre Grundnahrungsmittel selber herstellen. Wir sollten bei uns das essen, was in unserer Region im wesentlichen produziert wird und was im Winter gelagert werden kann. Die Transportkosten, d.h. die Flugzeugtransport- und Verschiffungskosten sollten so hoch gehalten werden, dass es sich nicht mehr lohnt, Güter über 10'000 km hin- und her zu transportieren. Ich finde das verantwortungslos. Die Schweiz und Europa wären gut daran, wenn die Internalisierung dieser ökologischen Kosten in der WTO voran getrieben würden.

Frage an Eduardo Rodríguez

Bei Bio Brombeeren handelt es sich doch eher um ein Produkt für reiche Leute. Ich sehe deshalb einen Absatzmarkt für Costa Rica in einem näheren Umkreis, z.B. in Nachbarländern wie Mexiko, Venezuela und Panama, anstatt in Kanada, das 4'000 km weit entfernt ist. Natürlich müssten die Bio-Brombeeren in diese Länder auch mit dem Flugzeug transportiert werden, aber ob sie 500 oder 5'000 km transportiert werden, ist doch ein wesentlicher Unterschied.

Eduardo Rodríguez

Wir produzieren sehr viele Brombeeren in Costa Rica. Der Binnenmarkt ist für uns als Absatzmarkt klein. Wir können nicht alle Beeren im Inland vermarkten. Mexiko ist ebenfalls ein sehr grosser Brombeerenproduzent, produziert jedoch nicht biologisch, sondern konventionell. Der regionale Markt in Zentralamerika ist für uns nicht attraktiv wegen Transportproblemen und vor allem auch, weil viele Länder Zentralamerikas ebenfalls Brombeeren anbauen. Wir haben die grosse Chance, in die USA und nach Kanada liefern zu können. Diese nutzen wir, denn im Moment produzieren weder die USA noch Kanada Brombeeren, so wie hier in Europa. Wir befriedigen damit die Nachfrage des nordamerikanischen, des kanadischen und des europäischen Marktes. Obwohl für uns hohe Transportkosten entstehen, sehen wir, dass dies für uns die einzig gangbare Lösung ist. Dies kann sich erst ändern, sobald wir ein besser konservierbares Produkt entwickeln, wie etwa den biologischen Brombeersaft. Ein solches Produkt, das wir vielleicht in einigen Jahren auf dem europäischen und dem amerikanischen Markt lancieren können, liesse sich dann auch auf dem Seeweg nach Europa und nach Nordamerika exportieren. Ich wiederhole, es wäre für uns

wirklich sehr bedauernswert, wenn wir nicht mehr exportieren könnten. Natürlich wissen wir, dass die Energiekosten in der Schweiz sehr stark geschützt sind. Trotzdem ist es für uns ganz klar, dass wir ohne den Export via Luftfracht auf dem Weltmarkt einfach nicht bestehen könnten.

Frage an Bernhard N'Jonga

Nachdem in Kamerun die Einfuhr von gefrorenen Hühnerteilen aus Europa gestoppt oder reduziert werden konnte, tauchte das Problem auf, dass der lokale Markt nicht mehr in der Lage war, sofort wieder die Menge zu produzieren, die benötigt wurde. Wie wichtig ist denn für die zentralafrikanischen Länder die Möglichkeit eines überregionalen Marktes, d.h. Import/Export nicht verstanden über die Kontinente hinweg, sondern im Aufbau eines überregionalen Marktes, bei welchem die ökologischen Probleme und die Machtunterschiede zwischen den Handelspartnern weniger ausgeprägt sind?

Bernhard N'Jonga

Bevor wir von einem überregionalen Markt sprechen können, ist es für uns wichtiger und vorrangig den nationalen Markt zu beherrschen, was leider im Moment noch nicht der Fall ist. Ich denke, dass es uns mit grossem Engagement gelingen wird, den nationalen Markt zu erobern. Dies gibt uns dann auch die Möglichkeit, uns darin einzuüben, wie wir den Markt vor äusseren Einflüssen schützen können. Ich will aber damit nicht sagen, dass uns ein überregionaler Markt nicht interessiert. Im Gegenteil. Bevor wir das aber ins Auge fassen können, müssen andere Probleme auf politischer Ebene gelöst werden. In ganz Zentralafrika sind bis heute die regionalen Verkehrs- und Transportmöglichkeiten nicht gelöst. Wenn ich z.B. von Kamerun nach Gabon gehen möchte, so benötige ich nur schon 14 Tage, bis ich ein Visum erhalte, um das Land verlassen zu können. Stellen Sie sich vor, was das für den Austausch von Gütern heissen würde.

ATELIER 1: NAHRUNGSMITTELSICHERHEIT UND GUTE REGIERUNGSFÜHRUNG (GOOD GOVERNANCE): ZUM BEISPIEL KAMERUN

Mit Bernard N’Jonga, Agronom ACDIC (Association citoyenne de Défense des intérêts collectifs) aus Kamerun

Moderation: Reto Gmünder, Brot für alle

Für Nahrungsmittelsicherheit und gute Regierungsführung braucht es die zivile Teilhabe der Bevölkerung, dies ist Bernard N’Jongas Überzeugung. Bernard N’Jonga hat vor 20 Jahren die Zeitschrift „La voix du paysan“ und vor drei Jahren ACDIC gegründet. In diesen letzten 3 Jahren ist er optimistisch geworden, denn in Kamerun entsteht eine Zivilgesellschaft; die Bevölkerung ist nun bereit und reif, an der Politik des Landes aktiv teilzunehmen. Was ihn so optimistisch stimmt? Innerhalb von 6 Monaten ist es der ACDIC zum Beispiel gelungen, für eine Petition an die Regierung 500'000 Unterschriften aus allen Regionen und sozialen Schichten Kameruns zu sammeln. In der Petition steht nichts anderes, als dass der Staat die Landwirtschaft im eigenen Land unterstützen muss. Die ACDIC ist im ganzen Land verankert und hat in sehr kurzer Zeit sehr viele Mitglieder gewonnen. Deshalb wird der Landwirtschaftsminister diese Petition – wenn auch unwillig – über kurz oder lang in Empfang nehmen müssen. Ein anderer grosser Erfolg der ACDIC war das Verbot des Imports gefrorener Poulets aus Europa.

Für Bernard N’Jonga sind Bürgerrechtsbewegungen oder NGO’s – wie die ACDIC eine ist – wichtiger als politische Parteien, denn sie kämpfen nicht um Macht, sondern um das Wohlergehen der Bevölkerung und darum, dass jeder und jede politische Verantwortung übernimmt. Er findet es gut, dass es so viele NGO’s gibt, aber sie müssten unbedingt zusammenarbeiten.

Zur Verbesserung der Lebensbedingungen in Afrika muss vor allem die Landwirtschaft gefördert werden. Aus dieser Überzeugung ergeben sich die 6 Ziele der ACDIC:

1. Der Staat muss die Landwirtschaft unterstützen

Jedes Land sollte die Verantwortung für seine eigene landwirtschaftliche Produktion haben, wobei diese – jedenfalls in Kamerun – wichtiger ist als die Produktion von irgendwelchen Industriegütern, denn an erster Stelle steht die Ernährung der ganzen Bevölkerung. In Kamerun sind 60% der aktiven Bevölkerung in der Landwirtschaft tätig, schon alleine deshalb ist es wichtig, dass die Bauern und Bäuerinnen vom Staat unterstützt werden.

2. Der Staat muss den einheimischen Markt schützen

Es sollen möglichst wenig Nahrungsmittel importiert werden, damit das Land seine eigene Ernährungssouveränität besitzt.

3. Die Bevölkerung muss geschult und sensibilisiert werden

Ein Bewusstseinswandel muss stattfinden, sodass möglichst viele einheimische Produkte gekauft werden.

4. Die Korruption in der Regierung muss aufhören

Seit den 80er Jahren sind die Beamten die Reichsten im ganzen Land, die Bauern haben an Achtung verloren, und alle Leute wollen Beamte werden. Seit der neuen Bürgerrechtsbewegung gibt es aber wieder viele junge Leute, die in der Landwirtschaft arbeiten wollen, weil sie gemerkt haben, dass in der Landwirtschaft verdientes Geld im Land bleibt und nicht in Schweizer Banken landet. Wenn sich die Massen organisieren, kann es nicht mehr so viel Korruption geben.

5. Internationale Verhandlungen stärker gewichten

In internationalen Verhandlungsrunden, z.B. der WTO, muss die Delegation aus Kamerun genügend gross sein und genügend Gewicht erhalten. Nur so kann sie sich für die Ernährungssicherheit im eigenen Land einsetzen. Die Regierung muss merken, wie wichtig internationale Organisationen für ihr Land sind. Bisher fehlt es an Leuten, finanziellen und technischen Mitteln, um sich in internationalen Organisationen wirksam einsetzen zu können.

6. Der Landbesitz muss verteilt werden

Die Beamten sind seit den 80er Jahren im Besitz von grossen Waldflächen, die nicht bewirtschaftet werden.

Aus all dem wird klar, dass Bernard N'Jonga der Meinung ist, dass die Entwicklung in Afrika von den Afrikanern und Afrikanerinnen ausgehen muss. Dazu bemerkt er noch, dass Menschen aus Afrika, die in Europa eine gute Ausbildung geniessen konnten, wieder in ihr Land zurückkehren sollten. Die Politik in Afrika darf nicht von Europa kommen, aber die industrialisierten Länder müssen den afrikanischen Ländern in den internationalen Gremien mehr Gewicht zugestehen.

Esther Meier

ATELIER 2: MARKTÖFFNUNG – DIE CHANCE ZUR ENTWICKLUNG? ZUM BEISPIEL COSTA RICA

Mit Eduardo Rodríguez (APROCAM) aus Costa Rica

Moderation: Albert Rieger, Fachstelle OeME

Eduardo Rodríguez, Vertreter der Produzentengenossenschaft APROCAM, erzählt, wie sie dazu gekommen sind Bio Brombeeren zu produzieren und zu vermarkten. Durch den Bau der Transamericana (Strasse von Alaska bis Feuerland) wurden neue Gebiete erschlossen und auf die Strassenbauer folgten Bauern, die entlang der Strasse Vieh züchten und Brombeeren anpflanzen. Der einheimische Markt kann die Produktion nicht schlucken, und die Genossenschaft suchte deshalb nach neuen Absatzmöglichkeiten. Dank der Umstellung auf Bio Brombeeren, gelang es der Genossenschaft seit nunmehr 15 Jahren neue Märkte in den USA und Kanada zu erschliessen. Die Brombeeren werden im Wald angebaut. Die Ressource Urwald bleibt dabei erhalten. Dank gleich bleibender guter Qualität kann ein garantierter Preis von 6 \$ pro Einheit erzielt werden, ein Preis, der auf dem einheimischen Markt nie erzielt werden kann. Damit die Bio-Brombeeren frisch bei den KonsumentInnen in Nordamerika ankommen, werden sie per Flugzeug transportiert.

Im Gespräch steht die Frage im Raum: Wie weit ist es ökologisch sinnvoll Bio Brombeeren per Flugzeug in die USA und nach Kanada zu fliegen? Wie biologisch sind diese Früchte noch, wenn man die ökologischen Kosten des Transports mitberücksichtigt? Denn der Export ist nur gewinnbringend möglich, wenn die ökologischen Kosten für den Transport nicht voll eingerechnet sind. Wäre es nicht besser, oder gäbe es nicht Möglichkeiten die Bio Brombeeren in Costa Rica zu verarbeiten, beispielsweise zu Konfitüre, Saft und dann die verarbeiteten Produkte im Land selber oder auf dem Landweg zu transportieren? So die kritischen Rückfragen von Atelier-TeilnehmerInnen.

Eduardo Rodríguez berichtet, dass gewisse Überschüsse in einer Fabrik in Costa Rica selbst zu Saft verarbeitet werden, dass aber die Wertschöpfung für die Produzenten kleiner ist als beim Export. Eine Fabrik zu bauen, um die Bio-Brombeeren selbst zu verarbeiten, braucht Kapital, das der Genossenschaft fehlt und schwierig zu beschaffen ist.

APROCAM versucht in Costa Rica zusammen mit der Regierung Standards für Bio-Produkte zu verankern, um damit im Lande selber das Bewusstsein für Bio-Produkte zu fördern und bei den KonsumentInnen ein Bewusstsein zu wecken, vermehrt einheimische und Bio-Produkte zu konsumieren.

Bei den Bio-Brombeeren handelt es sich klar um ein Nischenprodukt. Darum ist dieses Beispiel auch nicht ein allgemein gültiges Modell für Entwicklung. Solange weltweit die ökologischen Kosten des Verkehrs und Transports nicht miteinbezogen werden, bleibt das Beispiel der Bio Brombeeren aus Costa Rica ein Beispiel dafür, wie Produzenten aus der gegenwärtigen Situation mit viel Initiative und innovativen Ideen das Beste für sich gemacht haben.

Ueli Burkhalter

ATELIER 3: ERNÄHRUNGSSOUVERÄNITÄT – EIN WEG ZUM ÜBERLEBEN FÜR ALLE?

Mit Tina Goethe, Soziologin (Swissaid)

Was heisst Ernährungssouveränität?

Staaten und ihre Bevölkerungen sollen nicht nur das Recht haben, irgendwie ernährt zu werden, sondern sich selber zu ernähren. Menschen sollen selber bestimmen können, welche Nahrungsmittel angebaut und konsumiert werden. Staaten sollen das Recht behalten, die eigene Handels- und Landwirtschaftspolitik zu bestimmen, insofern andere dadurch nicht geschädigt werden. Der Begriff der Ernährungssouveränität wurde ursprünglich von La Via Campesina – einem weltweiten Zusammenschluss von Kleinbauern- und Landarbeiterorganisationen – geprägt. Heute werden nur 10% der landwirtschaftlichen Produktion international gehandelt, im Zeichen der Globalisierung richtet sich die Politik aber immer ausschliesslicher auf diesen Sektor aus. Multinationale Konzerne, Grossproduzenten und -händler – kurz das sogenannte Agrobusiness – verfolgen andere Interessen als jene der Produktion, der Verarbeitung und des Handels im kleinbäuerlichen Kontext. Ernährungssouveränität heisst: Das Recht auf Nahrung durchsetzen, den Zugang zu Boden, Wasser und den biologisch-genetischen Ressourcen offen halten, ökologisch produzieren und forschen sowie gerechte Strukturen im Handel und auf vorwiegend lokalen Märkten fördern.

Ernährungssouveränität für die Schweiz?

Gemäss Bundesverfassung hat der Staat die Landesversorgung sicherzustellen. Diese Verpflichtung bedingt unter anderem eine funktionierende, diversifizierte Landwirtschaft. Die Schweiz ist hier politisch weiter als die meisten Länder, aber die Errungenschaften sind – zum Beispiel angesichts möglicher Bauernopfer in der laufenden WTO-Runde – gefährdet. Eine einmal zerstörte kleinbäuerliche Landwirtschaft könnte später nicht einfach wieder hervorgezaubert werden, Wissen und Strukturen gehen unwiederbringlich verloren. Notwendig wären mehr organisatorische Einigkeit und politischer Einsatz der Bauern. Angesichts des wirtschaftlichen Drucks und der psychischen Belastung in der Landwirtschaft sehen sich viele dazu aber nicht imstande. Erfolgversprechend wäre auch eine intensivierete globale Zusammenarbeit mit Kleinbauernorganisationen.

Für die Schweiz scheint ähnlich wie für den weltweiten Kontext zu gelten: Vor dem Hintergrund des Ziels der Ernährungssouveränität kann die grossflächige landwirtschaftliche Energieproduktion, oft in Monokultur, keine wirklichen Alternativen für die Landwirtschaft darstellen.

Ein Konzept von Kleinbauern im Süden sucht den Weg ins Bundeshaus

Die Botschaft des Bundesrates zur Agrarpolitik 2011, die sonst viel Kritikwürdiges beinhaltet, nimmt ausdrücklich auf das Konzept der Ernährungssouveränität Bezug. Dies nicht zuletzt dank der Arbeit der beratenden Kommission Agrarwirtschaft des Bundes, in der auch eine Gemüsebauerin aus dem Seeland sitzt. Sie arbeitet mit der Fachstelle OeME eng zusammen und berichtet im Atelier davon, wie sich in der Landwirtschaftsdebatte Fronten verändert haben. Heute sei die Zusammenarbeit zwischen Hilfswerken, globalisierungskritischen Organisationen, kirchlichen Institutionen und den betroffenen Bäuerinnen und Bauern ganz anders möglich als noch

vor wenigen Jahren. Exemplarisch spielte dieses Bündnis bei der Gentech-Initiative. Über diese neuen Vernetzungen fand die „Ernährungssouveränität“ ihren Weg in die Schweiz, ins Bundeshaus. Am Ende, allerdings sind wir noch nicht so weit, wird dieses Konzept hoffentlich der gesamten Landwirtschaftspolitik seinen lebensfreundlichen und „Freihandel löst alle Probleme“-kritischen Stempel aufsetzen.

Matthias Hui

ATELIER 4: BAUERN HELFEN BAUERN. DORF- ENTWICKLUNG ALS MITTEL GEGEN ABWANDERUNG IN MOLDAWIEN

Mit Leo Meyer, Programmbeauftragter HEKS
Moderation: Marianne Renfer, Fachstelle OeME

Vor 15 Jahren ist HEKS mit seinen Hilfsprogrammen in Rumänien eingestiegen und erzielte insbesondere auch mit seinem Kleinkreditprogramm gute Erfolge. Jetzt, da Rumänien bald in der EU ist, kann sich HEKS zurückziehen und sich vermehrt auf Moldawien konzentrieren.

Vor der Unabhängigkeit war Moldawien (33 000 km², heute 4,4 Mio Einwohner) der „Gemüse- und Obstgarten der Sowjetunion“. Heute ist es nach Albanien das ärmste Land Europas. 20 – 40% der Bevölkerung haben das Land verlassen. Die Arbeitslosigkeit ist bei 70%, die Jugend sieht keine Perspektiven.

In dieser schwierigen Situation unterstützt HEKS Projekte zur Verbesserung der gemeindebasierten sozialen Infrastruktur und Förderung der Zivilgesellschaften (Turnhalle, Spitex, Kurse für Jugendliche) und spezielle wirtschaftliche Projekte zur Förderung der landwirtschaftlichen Entwicklung. Näheres siehe im HEKS –Magazin 4/06.

Eine besondere Schwierigkeit ist, dass es in Moldawien nie freie Bauern gegeben hat (Latifundien unter Zar, Kolchosen mit 1'000 – 5'000 ha Land in Sowjetzeit, plus Subsistenzwirtschaft mit eigenem Garten) und dass so viele der aktiven Bevölkerung das Land verlassen haben.

Trotzdem gilt es, Leadertypen zu finden, die bereit sind, Neues zu lernen und zu wagen. Während in den 90-er Jahren gute Erfahrungen gemacht worden sind mit rumänischen Praktikanten in der Schweiz, ist es heute sinnvoller, moldawische Bauern zu Kursen und Praktika nach Rumänien zu vermitteln. Für Moldawier sind die Rumänen eine Art Vorbild, sprechen die gleiche Sprache, sind technologisch den Moldawiern viel näher als etwa Schweizer Bauern und können von ihren Erfahrungen in den letzten Jahren berichten. Das spornt an und gibt Mut.

Von den aktiven Bäuerinnen und Bauern in der Gesprächsrunde wird betont, wie wichtig die Förderung der Frauen ist. Christian Haueter meint, dass nach seiner Erfahrung in der Viehzucht Verbesserungen nur mit Frauen möglich sind. Regina Fuhrer ergänzt: „Auch in der Schweiz war früher die Tierhaltung eine Sache der Frau. Erst als mit dem Aufkommen der Käseproduktion Geld zu machen war, übernahmen die Männer den Stall und verboten den Frauen das Melken. Das ändert sich jetzt wieder langsam“.

Auch Leo Meyer hat die Erfahrung gemacht, dass bei den Kreditprogrammen die Frauen oft besser als die Männer sind. Deshalb müssten heute bei Krediten grundsätzlich die Ehepaare gemeinsam unterschreiben und es sei besonders sinnvoll, die Frauen zu fördern.

Am Schluss des Ateliers war allen deutlich, dass die Probleme riesig sind, es aber auch Hoffnung auf eine Verbesserung gibt, unter anderem dank der vorgestellten HEKS-Projekte und dem diesjährigen Schwerpunkt in der HEKS-Dezember-Sammlung: „Renzo hilft Vladimir. Bauern helfen Bauern. Weil Wissen weiterwächst. Auch in Moldawien“.

Fritz Christian Schneider

ATELIER 5: WER MACHT DIE SPIELREGELN IM INTERNATIONALEN AGRARHANDEL?

Mit Bernhard Herold, Agrarökonom

Moderation: Verena Garcia, Fachstelle OeME

Das eigentliche Spiel ist ein Vorspiel

Erst in den letzten Minuten des Spiels kommen die nationalen Parlamente aufs Feld, ihnen bleibt nur noch, Ja oder Nein zu einem neuen Abkommen zu stimmen. Die Inhalte eines Abkommens werden in den Vorrunden ausgehandelt. Verschiedenste Akteure versuchen, bei Vernehmlassungen und mit Lobbyarbeit ihre Interessen einzubringen. Dabei macht es einen Unterschied, ob eine Mannschaft über Kapital verfügt oder verschuldet ist, ob sie überhaupt genügend Spieler hat und ob es Profispieler oder Amateure sind. Nicht für alle Mannschaften steht gleich viel auf dem Spiel und, anders als im Sport, treten Weltmeister gegen Schlusslichter der untersten Liga an.

Strukturelle Gewalt – Agrarpolitik im Süden

Damit die arme Stadtbevölkerung günstigere Nahrungsmittel kaufen kann, haben viele Entwicklungsländer tiefere Zölle für Agrarprodukte, als die Welthandelsorganisation vorschreibt (und manchmal auch, weil manche Minister am Importgeschäft verdienen). Der Schutz der lokalen Landwirtschaft wird zu Gunsten der stark wachsenden Städte vernachlässigt. Ein Teufelskreis: Die Nahrungsmittelpreise des eigenen Landes können nicht mit den Billigimporten aus Übersee mithalten, die Bauern verlieren ihre Existenzgrundlage, die Landflucht in die bereits überbevölkerten Grosstädte nimmt zu – und von dort wagen einige die oft lebensgefährliche Reise in den reichen Norden.

Länder, die bereits mit tiefen Zollsätzen in neue Verhandlungen steigen, verlieren durch prozentuale Zollsenkungsabkommen ihre bereits kleinen Spielräume gänzlich. Ein armes Land kann sich kein starkes Agrarministerium mit genügend Experten leisten, welche in den Verhandlungen ihren Einfluss geltend machen könnten. Dagegen verfügen multinationale Konzerne über gut trainierte, gutbezahlte Profispieler, die zielgerichtet für Partikularinteressen kämpfen. Es ist viel schwieriger, der Bevölkerung eines ganzen Landes gerecht zu werden und dabei längerfristige Folgen zu berücksichtigen. (Natürlich können sich Kamerun oder Bolivien keine landwirtschaftlichen Direktzahlungen leisten.)

Und die Schweiz?

Mit sieben Millionen Konsumentinnen und Konsumenten ist die Schweiz im Welthandel ein reicher, aber kleiner Mitspieler. Ihr von der EU autonomer Weg im globalen Wettstreit der grossen Wirtschaftsräume hat seinen Preis; oft muss sie froh sein, wenn sie ähnlich gute Verhandlungsergebnisse erreichen kann wie jene der EU.

Direktzahlungen für ökologische Leistungen gleichen die Folgen von tieferen Produktpreisen teilweise aus. Ein Drittel, teilweise auch die Hälfte des bäuerlichen Einkommens in den Bergzonen, sind heute Direktzahlungen.

In den letzten Jahren hat sich keine Branche so flexibel gezeigt wie die Schweizer Landwirtschaft (flächendeckende Umstellung auf integrierte Produktion oder biologischen Landbau, neue Tier- und Gewässerschutzbestimmungen, Nischenprodukte, Nebenerwerbe). Und doch gehen in der Schweiz jedes Jahr 2000 Betriebe ein! Landgemeinden, in denen 50 % – 70 % der Bevölkerung von der Landwirtschaft leben (z. B. im Oberemmental), bilden ein labiles System, welches leicht kippt, wenn nicht mehr genügend Familien dort ein Auskommen haben.

Die nächste Generation

Mit dem Verlust an Kulturland durch Versteppung, Versalzung, Übernutzung, Erosion und Bodenvergiftung sowie durch häufigere Überschwemmungen hier und Dürren dort infolge des Klimawandels wird sich die Agrarwirtschaft im Zeitraum einer Generation in einen weltweiten Nachfragemarkt wandeln. Hoffentlich gibt es dann noch genügend Bäuerinnen und Bauern zum Mitspielen!

Peter Gerber

ATELIER 6: BITTERE TOMATEN AUS ALMERIA. WAS IST IN DER SCHWEIZ, IN ITALIEN ODER IN MEXIKO?

Mit Sibyl Anwander Phan-huy, Coop

Moderation: Daniel Ammann

Sibyl Anwander, Agronomin, seit fünf Jahren bei Coop Leiterin Wirtschaftspolitik/Nachhaltigkeit holt nach, was sie in den Beiträgen am Vormittag vermisst hat: positive Beispiele aus dem internationalen Handel. Sie verweist vor allem auf die Erfolgsgeschichte der Bio-Baumwolle, die aufzeigt, dass der Anbau von Baumwolle auch ohne grossen Insektizid- und Chemieeinsatz, ohne künstliche Bewässerung, ohne Zerstörung der Bodenfruchtbarkeit erfolgreich sein kann.

Die südspanische Provinz **Almería** geriet in die Schlagzeilen, als im Frühling 2000 heftige soziale Unruhen ausbrachen und Erntearbeiter aus Marokko angegriffen wurden. „Fuera Moros!“ hiess es. Ihre Lebensbedingungen schockierten. Doch nach dem Streik der Arbeitssklaven besorgten sich die Bauern kurzfristig Ersatz aus armen osteuropäischen Ländern. In El Ejido sind 20% der EinwohnerInnen Immigranten. Illegale erhalten oft nicht den gesetzlichen Mindestlohn und müssen sich mit schlechten Wohn- und Arbeitsbedingungen abfinden. Sie kennen ihre Rechte kaum... Wer schliesslich eine Aufenthaltsbewilligung erhält, sucht umgehend nach einer besseren Erwerbsmöglichkeit.

Coop will mit seiner **Nachhaltigkeitspolitik** die Bedingungen in Almería verbessern helfen und strebt das Einhalten von Verhaltensregeln auf der Lieferanten-/Produzenten-enseite an. Mit Hindernissen, denn Abpackbetriebe (als Coop-Partner) werden gleichzeitig von mehreren Bauern beliefert.

Ein Kontrollsystem für Arbeitskräfte und Ökologie ist Eurepgap, der seit 1997 bestehende europäische Zusammenschluss von Detailhändlern, Produzenten und Lieferanten, die bereits einschlägige (nicht nur für den Landwirtschaftsbereich geltende) Standards erlassen haben und sie jährlich kontrollieren. Doch die soziale Frage findet noch ungenügend Beachtung. Bis zum Frühling 2007 sollte ein kombiniertes Testsystem für Almería und Nordafrika entwickelt werden. Gleichzeitig fürchtet man, damit einen Teil der Produzenten zu verlieren...

In der Diskussionsrunde wird engagiert und mit viel Expertenwissen nachgehakt:

- Muss wirklich dort produziert werden, wo Wasser sowieso schon Mangelware ist?
- Das vertikale Vorgehen wie bei der Baumwollproduktion (Afrika) und -verarbeitung (Indien) sollte Schule machen.
- Im globalen Handel sind ein Transfer von Know-how und die lokale Schulung im Bereich Bio-Landbau nötig.
- Das Konsumverhalten bei uns ist unbefriedigend: z.B. mit dem Trend zu Fertigprodukten sind unsere Saisongemüse weniger attraktiv, gibt es weniger Kompostmaterial. Wer erzieht die Konsumenten? Da sollten auch die Firmenzeitungen genutzt werden. Die Grossverteiler wollen ihre Kundschaft nicht bevormunden, wissen aber um die Bedeutung von LeserInnenbriefen.
- Max Havelaar, Gebana, claro: Label-Organisation oder mehr? Wer viel Ökologie und Fairness verlangt, muss sich umfassend informieren.

Renate Jordi

ATELIER 7: GLOBALISIERTE LANDWIRTSCHAFT AM BEISPIEL GEMÜSE UND ZUCKER, EINSICHTEN ZUR AUSSTELLUNG

Mit Seraina Caviezel, Ethnologin und Ueli Tobler, Präsident SRAKLA und Pfarrer

Seraina Caviezel berichtet von ihren Erfahrungen während der Ausstellungsrealisierung, von der gelungenen, aber viel zu seltenen Zusammenarbeit von Personen aus dem Umfeld Landwirtschaft, Kirche und Entwicklungszusammenarbeit und von der gespürten Ohnmacht und Zukunftsangst bei den befragten ProduzentInnen. Eindrücklich vergegenwärtigt Ueli Tobler Veränderungen in der Schweizer Gemüse- und Zuckerproduktion. Zum Beispiel sind die Produzentenpreise beim Gemüse in den letzten 30 Jahren gleich geblieben, während die Produktionskosten und die Konsumentenpreise massiv gestiegen sind. Bei Milch und Getreide sind die Produzentenpreise um ein Drittel gesunken. In Treiten, einem Dorf von etwa 360 Einwohnern, arbeiteten vor 30 Jahren nur gerade 3 Personen nicht in der Landwirtschaft. Heute gibt es insgesamt noch um die 12 Betriebe. Die physische Belastung im Gemüsebau ist vergleichbar mit der eines Bauarbeiters, die psychische Belastung mit der eines Börsenmaklers.

Ausgerüstet mit einem Frageblatt, schaut sich die Gruppe die Ausstellung an. Das Thema Zucker bietet viel Gesprächsstoff. Beispielsweise wird auf die ökologische Bedeutung der Zuckerrübe in der Fruchtfolge und Sauerstoffproduktion eingegangen. Die Zuckerrübe produziert pro Quadratmeter gleich viel Sauerstoff wie Wald. Stauen geht durch die Gruppe, als erläutert wird, dass 98% des Schweizer Zuckerimports aus Frankreich und Deutschland kommen, dass der Anteil aus Südländern sehr gering ist und hauptsächlich aus Brasilien kommt, wo Menschen unter sklavenähnlichen Bedingungen arbeiten. Eine Teilnehmerin schildert ihr Erlebnis, als sie eine Gruppe aus Kamerun in eine Schweizer Schokoladenfabrik begleitet, und diese Schokolade geschenkt bekommen - ein Produkt, welches eigentlich aus südlichen Rohstoffen besteht. Darauf werden entwicklungspolitische Ansätze angesprochen. Zum Beispiel muss die Verarbeitungsindustrie vor Ort unterstützt werden, damit Zucker hergestellt werden kann, der den hohen Qualitätsanforderungen für den Export entspricht. Die Schweiz muss vermehrt fair produzierten Zucker aus ausgewählten Südländern importieren. Damit in den Südländern keine Abhängigkeit von der Exportproduktion entsteht, muss gleichzeitig auch der regionale Handel gefördert werden. Dieses Modell würde die Schweizer Rübenproduktion keineswegs konkurrenzieren. Eine weit grössere Herausforderung sind Veränderungen, die mit der neuen Zuckermarktordnung der EU einhergehen. Die Frage wird erläutert, weshalb der Schweizer Zuckerpreis bis 2009 um etwa 40% sinken muss. Dies steht im Zusammenhang mit einer Klage Brasiliens bei der WTO und der darauf folgenden Zuckermarktreform der EU. Durch bilaterale Verträge ist die Schweiz an den EU-Zuckerpreis gebunden.

Mit der Frage nach den Folgen eines liberalisierten Agrarmarktes werden Veränderungsfelder im Gemüseanbau angesprochen. Insbesondere wird der steigende Konkurrenzdruck innerhalb der Dorfgemeinschaft thematisiert. Vor dreissig Jahren konn-

ten viele kleine Anbieter ihre Produkte der Genossenschaft liefern, die sie an Grossverteiler weitergaben. Um Kosten zu sparen, wird heute der Zwischenhandel ausgeschaltet und Grossverteiler wollen ihre Produkte nur noch von wenigen Anbietern direkt beziehen. Wer gewinnt? Wer verliert? Diese Fragen machen aus Genossenschaftlern Konkurrenten.

Abschliessend stellt sich die Gruppe die Frage, welches der drei Szenarien wohl realistisch ist; das Seeland als Gewächshaus ist teilweise jetzt schon Realität; das Seeland als See will sich niemand recht vorstellen können. Das Szenario des Seelands als Gemüsegarten wäre die Wunschvorstellung. Um diese zu verwirklichen, müssten die in der Ausstellung gestellten Forderungen von Wirtschaft, Politik und Konsumentenschaft berücksichtigt werden. Jeder von uns kann etwas beitragen, damit das Seeland ein Gemüsegarten bleibt.

Seraina Caviezel

ATELIER 8: VERÄNDERUNGEN DER LANDWIRTSCHAFTLICHEN REALITÄT: NEUE ROLLEN FÜR FRAUEN IN BÄUERLICHEN FAMILIENBETRIEBEN

Mit Ruth Rossier, Agronomin, Forschungsanstalt ART

Input: Einfluss der Familie auf den Betrieb

Ruth Rossier zeigt auf, dass sich die Rollenmodelle in den bäuerlichen Familienbetrieben in den letzten zwanzig Jahren stark verändert haben. Grund dafür sind einerseits die veränderten Rahmenbedingungen der bäuerlichen Arbeit seit ca. 1990 (Einführung von Direktzahlungen, stärkere Ausrichtung der Produktion am Markt, verschiedene Agrarreformen), andererseits auch die veränderten Rollenverteilungen zwischen Mann und Frau in der Gesellschaft und die veränderten Ausbildungsmöglichkeiten der Bäuerin oder des Bauern.

Rollenmodelle:	
gestern:	heute/morgen:
<ul style="list-style-type: none"> • Klare Rolle (gemäss traditioneller Geschlechteraufteilung) • Bauer ist Betriebsleiter • Rolle wird selbstverständlich zugeteilt • die Frau hat keine selbständige Rolle • der Mann arbeitet im Betrieb 	<ul style="list-style-type: none"> • Rollenverteilung ist vielfältig • verschiedene Formen der Aufteilung der Betriebsleitung möglich • Verteilung wird ausdiskutiert und bewusst entschieden • die Frau kann eine selbständige Rolle einnehmen (innerhalb und/oder ausserhalb des Betriebs) • der Mann kann innerhalb und/oder ausserhalb des Betriebes arbeiten

Beobachtungen:

- Rollenmodelle basieren oft noch stark auf Traditionen, also auf zugeschriebenen Frauen- und Männerrollen
- Bäuerliche Frauenrollen haben sich in letzter Zeit stärker verändert als bäuerliche Männerrollen. Der Wandel der Frauenrolle bedingt aber auch einen Wandel der Männerrolle (sonst Überlastungsgefahr)
- Frauen und Männer haben in der Landwirtschaft noch nicht die gleichen Chancen, gewisse Rollen sind Männern vorbehalten (Hofübergabe)
- unterschiedliche Ausbildungswege für Frauen und Männer in der Landwirtschaft fördern eher traditionelle Rollenmodelle

FAZIT:

Neue, an Wirtschaft und Gesellschaft angepasste Rollenmodelle in der Landwirtschaft vermögen die Chancen der Bauernfamilie für die Zukunft zu erhöhen. Die Rollen müssen aber ausgehandelt und nicht zugewiesen werden. Sie sollen den Fähigkeiten und Ausbildungen der Personen entsprechen und müssen vom Arbeitsaufwand her ausbalanciert sein.

Diskussion

Wenn mehr ökonomischer Druck aufkommt, so fällt dieser sehr oft auf die Frauen (oder die gesamte Familie) zurück, bei Bäuerinnen im Süden wie bei Bäuerinnen im Norden.

Der *Nebenerwerb* ist immer mit Mehrbelastung verbunden. Denn er muss geleistet werden, auch wenn im Betrieb Arbeitsspitzen anfallen. Für Frauen bedeutet dies oft drei Rollen unter einen Hut zu bringen: Erwerbsarbeit ausser Haus, Mithilfe auf dem Betrieb und zusätzlich Familien- und Haushaltarbeit. Wenn der Mann einem Nebenerwerb nachgeht, fällt der Frau oftmals mehr Arbeit auf dem Hof zu.

Auch die für bäuerliche Familienbetriebe viel gepriesenen *Nischen* bedeuten häufig für die Frauen eine beachtliche Mehrbelastung. Der Erfolg ist nicht garantiert und hängt oft davon ab, ob die Frau es nur aus ökonomischem Druck macht oder ob sie Freude daran hat und von der Familie Unterstützung erhält.

Und was, wenn die Bäuerin überlastet ist? Wo bekommt sie Hilfe?

Der Austausch unter den Bäuerinnen ist manchmal schwierig. Sie sitzen im selben Boot, sind aber auch Konkurrentinnen auf dem Markt. So hält frau sich mit Aussagen über Probleme und Schwierigkeiten oftmals eher zurück.

Wir hörten von Schwarzenburg, wo es eine Frauengruppe *Landwirtschaft und Kirche* gibt, wo Produkte der Region Gantrisch gemeinsam in Bern vermarktet werden, aber auch Diskussionsabende in der Kirchgemeinde mit Inputs stattfinden.

Vreni Kipfer

ATELIER 9: AUSPRESSEN ODER DANKBAR NEHMEN? ETHIK IM UMGANG MIT BODEN UND TIEREN

Mit Jules Rampini, Biobauer und Theologe

Was ist gut und weshalb? Was ist zu tun? Wie ist zu handeln? Ist es richtig so? Was ist zu ändern?

Das Haushaltsbudget und die Turbokuh

1950 wurden in der Schweiz von einem Haushaltsnettoeinkommen noch 30% für Lebensmittel ausgegeben. Heute sind es nur noch etwa 6% (Bundesamt für Statistik, Einkommens- und Verbrauchserhebung). Parallel dazu wurden die Schweizer Milchkühe derart gezüchtet, dass sie heute durchschnittlich 30% mehr Milch geben als damals. Für eine Milchkuh bedeutet dies aber, dass sie körperlich permanent unter einem enormen Leistungsstress steht. Sie kann diese Leistung durchschnittlich noch knapp 5 Jahre lang bringen, dann wird sie geschlachtet, obwohl sie noch 10 bis 15 Jahre länger leben könnte. Ebenso benötigt sie zusätzlich zur herkömmlichen Fütterung Kraftfutter wie Mais und Soja, das auf den Ackerfeldern der Welt immer mehr das Getreide verdrängt, welches dann den hungernden Menschen fehlt.

Die Globalisierung der Fettleibigkeit

Vor einigen Wochen machte mir der Grossabnehmer für Naturabeef einen Preisabzug, weil mein Tier im Fleisch einen zu niedrigen Fettgehalt hatte. Es hatte sich vermutlich auf der Weide zu viel Bewegung gegönnt. – Fast gleichzeitig vernahm ich im Radio, dass in der Schweiz laut einer Studie 2 Millionen Erwachsene übergewichtig seien. Ein Fünftel aller Kinder leide an Fettleibigkeit. – Dies ist nicht nur ein Problem des Nordens.

Der wiedergewählte brasilianische Präsident Lula staunte nicht schlecht, als er im Wahlkampf ein Hilfsprogramm gegen den Hunger versprach. Sein Gesundheitsministerium gab ihm nämlich folgende Zahlen bekannt: In Brasilien sterben jährlich 50'000 Menschen an den Folgen des Hungers. In der gleichen Zeitspanne starben aber 500'000 Menschen, also das Zehnfache, an Folgen von Fettleibigkeit. Die Menschheit isst eindeutig zu viel Fleisch. Proteinhaltige Lebensmittel mit weniger Fettanteil wie etwa Soja werden heute hauptsächlich als Futter für schnell fette Tiere verwendet, an denen sich die Menschen dann buchstäblich zu Tode essen.

Magdalena Schlosser

ATELIER 10: DIE MACHT DEN KONSUMENTINNEN – KONSUMENTENENTSCHEID ZWISCHEN EIGENNUTZ UND VERANTWORTUNG

Mit Pia Grossholz, Präsidentin Konsumentenforum kf Bern, Synodalrätin

Viele Teilnehmende haben Erfahrung mit 3. Weltläden, fair trade und biologischer Landwirtschaft. Sie sind sich ihres Einflusses als Konsumentinnen bewusst.

Pia Grossholz erläutert zum Thema „Die Macht den KonsumentInnen“ Folgendes:

- Es gibt keinen Einheitskonsumenten mehr. Alle sind Sowohl-als-auch-Konsumenten. Man kauft nicht nur Produkte, sondern life style und eine Geschichte dahinter (Beispiel Käseklame mit Bauernjungen in Stadt).
- Die Zielgruppen lösen sich auf. Der grösste Trend der Gesellschaft ist der Individualismus. Daraus folgt: Standardangebote werden uninteressant. Modulare Ansätze gewinnen. Nischen nehmen zu, Beratungen werden wichtiger.
- Die KonsumentInnen leben in einer komplexen Welt mit zu vielen Möglichkeiten: Einkaufsmöglichkeiten, Produktvielfalt, Zeitmangel, mangelndes Wissen über Haushalt, Kochen, Garten, saisongerechte Küche. Es gibt eine grosse Labelvielfalt für Nahrungsmittel, niemand weiss mehr, was welches Label beinhaltet.
- Der Lebensstil hat sich stark verändert: Viel mehr Mütter arbeiten als früher (über 70% der Frauen mit Kindern von 0-16). Es gibt heute 36% Einpersonenhaushalte, 1990 nur 14%. Trotzdem kochen 63% immer noch täglich zu Hause. Wir geben nur noch 11% für die Nahrung aus (1914 noch 57%).

Beispiel für die Macht der KonsumentInnen.

Neuauftritt Cailler-Schokolade im Januar 2006; PET Verpackungen für Schokolade führte zu 30% Verkaufsrückgang von Januar bis September 2006, im Oktober ändert Cailler die Verpackung wieder und überarbeitet den Neuauftritt von Anfang Jahr.

Einkaufstipp: Konsumiere regional, saisonal, nachhaltig produziert, fair.

Aus der Diskussion ergaben sich folgende Thesen:

These 1: Mit moralischem Druck ist in der liberalen, individualisierten Gesellschaft niemand zu gewinnen.

These 2: Aus Zeitmangel wird auf Halbfertigprodukte zurückgegriffen. Es sollte davon auch gesunde und biologische Produkte geben. Tiefkühlprodukte schneiden dabei gut ab.

These 3: Eine Steigerung des Einflusses der Konsumentenorganisationen wäre zwar wichtig. Aber beim konkreten Kaufentscheid gilt, dass die Konsumentinnen als mündig zu betrachten sind und eigenverantwortlich handeln müssen. So werden auch ohne Aufrufe zu Kaufboykotten Produkteangebote geändert, wie die Cailler-Schokolade zeigt.

Die spannende Diskussion, die kurzen, sachlichen Inputs und die offene Atmosphäre wurden von den Teilnehmenden sehr geschätzt.

Barbara Zutter Baumer

ATELIER 11: VOM UM-DENKEN ZUM UM-HANDELN: GELUNGENE ERFAHRUNGEN

Mit Helmut Kaiser, Pfarrer, Sozial- und Wirtschaftsethiker, Urs Zurschmiede, Gymnasiallehrer
Moderation: Luzius Jordi

1. Fragestellung: Wie gelangen wir vom „Kleinen“ zum „Grossen“?

- Von der individuellen Ebene (sog. „kleine Schritte“, Einkauf bei Claro, Bio etc.) zur kollektiven Ebene (neue Umweltpolitik mit Priorität Nachhaltigkeit).
- Von der lokalen (kleinkarierten, egoistischen) Politik zur globalen?
- Von der momentanen, opportunistischen Mode zur bleibenden Langzeitstrategie?

2. „Positive“ Antworten darauf:

- Durch die mediale und pädagogische Vermittlung attraktiver und erfolgreicher Beispiele ökologischer Projekte (z.B. Erfolgsgeschichte von den Bananenfrauen zu den Claroläden, Mobility, Kampf gegen Nestlé u.a.).
- Durch öffentliche Aufklärung darüber, dass und wie lokales Handeln globale Konsequenzen hat und umgekehrt: Das Wohl und Wehe der Bauern in den Drittweltländern steht in Relation zu unserem künftigen Ergehen in der Schweiz.
- Pädagogische Aufgabe: „Learning by doing“. Wechselseitige Erziehung jung-alt: Jugendliche „erziehen“ Erwachsene und erhalten so Kompetenz und Macht (Beispiele: Belohnungen, PETSammeln als Einnahmequelle, originelle PROtestaktionen). Auch die Vernetzung der Gruppen unter Wahrung ihrer Autonomie fördert ihr Selbstbewusstsein und ihre Einflussmöglichkeiten.

3. Einwände:

- Nicht immer lässt sich der ökonomische Eigennutzen mit dem ökologischen Gesamtnutzen verbinden. Darum braucht es gelegentlich auch „geworfene Pflastersteine“ oder Strafmassnahmen. Aber diese sind selten von bleibendem Nutzen.
- Der Kampf kommt selten zu einem Ende, weil die Firmen und ihre Werbung stets neue Wege und Tricks finden, ihre Produkte zu verkaufen (Beispiel: Coca-Cola und Nestlé benutzen Automaten, die nur die eigenen Produkte absetzen).
- Manchmal ist ökologisches Verhalten nicht begründbar: Dann soll es „um seiner selbst willen“ durchgehalten werden (vgl. Kants kategorischen Imperativ).

4. Schlussfolgerungen; oder: Was es weiterhin braucht

- Es braucht auch künftig Vorbild-Institutionen und signalgebende Gruppen. Konkret: Auch wenn alle Grossanbieter Biogemüse anbieten, braucht es noch Claro- und Bioläden.
- Wenn Gemeinwesen (wie Gemeinden, Kirchgemeinden, Schulen, Parteien etc.) nachhaltiges Verhalten nicht zum Thema machen, braucht es entsprechende Gruppen („pressure-groups“) innerhalb der Institutionen.
- Es braucht „Wächter“, die auf Missbrauch des Öko- oder Nachhaltigkeitsgedankens aufmerksam machen, z.B. auf nicht eingehaltene Wahlversprechen, missbräuchliche Werbung etc. Vor jeder Wahl (bzw. Wiederwahl) ist der Masstab der Ökopolitik anzulegen! Auch länger dauernde Aktionen (à la Gewalt- oder Frauendekade) sind weiterhin auf die Agenden zu setzen.
- Ganz wichtig: Ohne lokale und weltweite Vernetzung bleibt der Prozess stecken und gefährdet so die Nachhaltigkeit.

Luzius Jordi

ATELIER 12: WELCHE NAHRUNG WOLLEN WIR? FÜR EINE REGIONALE UND RESSOURCENSCHONENDE LANDWIRTSCHAFT AUCH IN ZUKUNFT

Mit Raymond Gétaz, Longo Mai

Moderation: Ruedi Felder

Es gibt keinen „freien“ Markt. Markt braucht Regeln und sinnvolle Gesetze. Als Konsumenten fragen wir nicht nur nach dem Preis der Nahrung, sondern wir sehen den Preis in seiner Beziehung zu deren Herkunft, Gesundheitswert, Produktionsart. Was bedeutet die Fortsetzung der bisherigen Entwicklung unserer Wirtschaft, insbesondere der bisherigen Agrarpolitik für unserer Landwirtschaft?

Die schweizerische Agrarpolitik 2011 (AP 2011) rechnet mit einer zukünftigen Betriebsgrösse von 40 Hektaren (gegenüber heute 20), damit wirtschaftlich produziert werden kann. Mit welchen Folgen müssen wir rechnen?

- Es wird nur noch halb so viele Bauernbetriebe geben wie heute.
- Für Anbau und Ernte wird es je nach Arbeit billige Saison-Hilfskräfte und/oder grosse Landmaschinen brauchen.
- Durch die Verwendung grosser und schwerer Landmaschinen wird die Bodenverdichtung zunehmen. Die Böden können sich nicht mehr erholen.

- Der grossflächige Anbau bedingt die gesteigerte Verwendung von Kunstdünger und von Pflanzenschutzmitteln.
- Die heute schon energieintensive Landwirtschaft wird noch energieintensiver und dadurch teurer.
- Dadurch nimmt der Preisdruck zu; aber wir wollen ja die Zollschranken und Subventionen abbauen!
- Kleine unwirtschaftliche Betriebe werden verschwinden; die grossen Betriebe werden wenn möglich ausgelagert. Das wird die Bodenspekulanten freuen.
- Das Bild unserer Dörfer wird sich verändern; die Landflucht nimmt zu, ebenfalls die Entfremdung unserer Nachkommen von den Lebensgrundlagen in der Landwirtschaft.

In der **Petition „Stoppt die Landflucht“** wehrt sich Longo Maï gegen diese Entwicklung. *Boden, Wald, Pflanzen und Tiere stellen unsere natürlichen Lebensressourcen dar. Sie erneuern sich immer wieder, aber nur, wenn sie naturnah und nachhaltig genutzt werden.*

Was ist „Longo Maï“? Dieser provenzalische Gruss („es mög noch lange bestehen“) wurde in den 70er Jahren zum Namen einer kleinen Gruppe junger Menschen, die aus der Stadt aufs Land ausbrachen, um in Naturnähe ein sinnvolles Leben zu führen. Inzwischen ist daraus ein Netzwerk von mehr als 10 selbstverwalteten landwirtschaftlichen und handwerklichen Kooperativen mit ca. 200 Menschen in der Schweiz, in Deutschland, Oesterreich, Frankreich entstanden. Jedes Jahr werden sie von gegen 100 Jugendlichen besucht, die sich für naturnahe Landwirtschaft interessieren. In politischen Aktionen wehrt sich Longo Maï vor allem gegen die Gefahren der Entfremdung von den natürlichen Ressourcen durch eine verfehlte Landwirtschaftspolitik.

Fredi Debrunner

PODIUMSDISKUSSION: REGELN FÜR EINE LEBENSDIENLICHE LANDWIRTSCHAFT – AUSSCHNITTE

TeilnehmerInnen:

Sibyl Anwander Phan-huy, Coop, Leiterin Wirtschaftspolitik / Nachhaltigkeit; Regina Fuhrer, Präsidentin von Bio Suisse (Dachverband der Schweizer BiobäuerInnen) und biologische Landwirtin; Adrian Wiedmer, Geschäftsführer, gebana; Pia Grossholz, Präsidentin kf Bern, Synodalrätin; Thomas Gröbly, Theologe und Ethiker MAE

Moderation: Toni Koller, Redaktor Schweizer Radio DRS

In der Wiedergabe wurde die wörtliche Rede beibehalten
--

Frage an Thomas Gröbly

Zum Stichwort Ernährungssouveränität: Beinhaltet dieser Begriff einen moralischen Wert an sich oder hat er für Sie eine philosophische oder ethische Bedeutung? Soll ein Land sich möglichst von eigenen Produkten ernähren, um so eine grosse Eigenständigkeit zu haben und die eigene Landwirtschaft und Landschaft zu erhalten, versus den Bedürfnissen des Exportes aus dem Süden, wie sehen Sie das als Ethiker?

Thomas Gröbly

Ich würde Ernährungssouveränität als einen sehr hohen Wert anschauen. Ich denke, es geht nicht nur darum, dass ich Lebensmittel esse, die in der Region produziert werden, sondern dass die Bauern auch eine hohe Autonomie haben. Und dass die Bauern und die Menschen um sie herum in der Gesellschaft bestimmen können, was sie essen wollen. Ich bin nicht absolut gegen Exporte oder Importe, aber primär sollten die Länder ihre Landwirtschaftspolitik selber bestimmen können.

Frage an Sibyl Anwander

Wie sieht das aus der Sicht eines Grossverteilers aus? Wie wichtig ist für Sie, die Herkunft von Produkten? Spielt diese Unterdeckung der Transportpreise auch bei ihrer Nachhaltigkeit, die Sie bei Coop vertreten, eine Rolle? Oder anders gefragt: Pushen Sie Schweizer-Produkte, weil das vielleicht auch ein Marketingwert sein kann?

Sibyl Anwander

Die Herkunft ist ein wichtiges Kriterium für die Konsumenten und Konsumentinnen. Das zeigen auch Umfragen und das berücksichtigen wir entsprechend. Es gibt durchaus Bereiche, wo wir verzichten. Wir sitzen effektiv mit Bio Suisse am gleichen Tisch und kämpfen dort auch etwas. Es gibt keine Flugware unter Naturaplan und dem Bio Suisse-Label. Das finde ich ganz wichtig, dass man das sauber durchzieht und nicht bei der Produktion stehen bleibt, sondern den Transport mit einbezieht. Solche Brombeeren aus Costa Rica, so gut sie auch sein mögen, würde man bei uns nicht mit dem Bio-Label und nicht unter Naturaplan finden. Die Transparenz ist sicher ganz wichtig. Dann gibt es diese Überlegungen, dass es durchaus Produktionen auch in Südamerika gibt, die Sinn machen von der Produktionsweise her, weil sie wirklich sehr ökologisch sind und nur noch der Transport dazu kommt. Unser Quali-

tätschef ist gerade von einer Reise aus Peru zurückgekommen, wo er die Spargelproduktion angesehen hat. Er fand, dass es wirklich ein super Betrieb sei, der ökologisch korrekt und sozial produziere und dort Einkommen und Chancen schaffe. Da kann ich voll und ganz dahinter stehen.

Insgesamt denke ich, ist bei der Globalisierung schon wichtig, ob man Menschen, Mengen oder Produkte miteinander in Beziehung setzt. Dort wo man Menschen hat und schaut, dass da auch Gesichter und gemeinsame Geschichten gegenüberstehen, dort macht Globalisierung durchaus Sinn. Gemeinsame Geschichten kann und soll man auch mit Schweizer-Produzenten machen, auch in dem Sinne, dass wir einander kennen und dass wir den Dialog mit der Landwirtschaft pflegen und natürlich auch gemeinsam versuchen, die Wertschöpfung und die Konkurrenzfähigkeit der Produkte sicher zu stellen. In dem Sinne gibt es klare Präferenz für Schweizer Produkte.

Frage von Thomas Gröbly an Sibyl Anwander

Ich finde es wunderbar wie Coop in Nachhaltigkeit investiert, aber gleichzeitig irritiert mich natürlich das Verhalten von Coop. Einerseits fördern Sie Bio-Knospenprodukte, andererseits importieren Sie Südfrüchte, machen doppelseitige Inserate in den Zeitungen. Rein ökonomisch ist das natürlich logisch. Für Sie ist der Bio-Markt eine Nische, Sie können verdienen, aber sie wollen natürlich auch mit den anderen Produkten verdienen. Dies hat mit Nachhaltigkeit nicht mehr sehr viel zu tun. Mich würde interessieren, wie Sie mit diesen Konflikten umgehen.

Sibyl Anwander

Wir gehen von souveränen Konsumenten und Konsumentinnen aus, die auf Grund ihrer Informationen und ihrer Bedürfnisse und nicht auf Grund ihrer Gelüste entscheiden. Wir bieten effektiv die Wahlfreiheit an in verschiedenen Bereichen, was die Preislage betrifft, aber auch was die Herkunft betrifft: In dem Sinne denke ich schon, dass wir mit unserem Angebot, das auch im internationalen Vergleich deutlich ökologischer und deutlich Richtung fair trade geht, einen Beitrag leisten zu einem nachhaltigen Konsum, aber immer unter dem Aspekt der Wahlfreiheit.

Regina Fuhrer

Darf ich zur „Wahlfreiheit“ etwas sagen. Seit der Diskussion um die Gentech-Initiative habe ich das Wort „Wahlfreiheit“ nicht mehr so gerne. Es wurde von den Gentech-Befürwortern sehr oft benutzt. Ich denke, die Freiheit ist auch die Freiheit etwas auszulassen und die Wahlfreiheit ist für mich nicht, dass alles und jedes und immer und zu jeder Zeit verfügbar ist. Und dort denke ich, liegt eine grosse Verantwortung bei den KonsumentInnen und dem Detailhandel. Die Frage ist, ob es wirklich nötig ist, dass man die ganze Palette an Südfrüchten anbieten muss, damit die KonsumentInnen unter 20 verschiedenen Früchten auswählen können, oder ob es nicht auch Profil gibt, dass man sagt, nein, wir verzichten auf 2-3 Produkte, die von weit herkommen und präsentieren dafür z.B. eine Vielfalt von schweizerischen Apfelsorten. Das wäre auch eine Wahlfreiheit.

Ich möchte nur noch ganz kurz Herr Wiedmer erwidern, er hat mich dargestellt, wie wenn ich völlig gegen den Handel wäre. Es ist klar: In der Schweiz mit knapp 4% der Bevölkerung, die noch in der Landwirtschaft tätig ist, sind wir auf Handel angewiesen. Ich produziere auf meinem Betrieb nicht nur das, was ich mein Mann, die Grosseltern und die Kinder und vielleicht die Nachbarn noch essen, sondern ich pro-

duziere, dass ein Teil der Gesellschaft auch noch zu essen hat. Ich bin aber der Meinung - wenn ich sage - der Boden hat die Aufgabe dort die Menschen zu ernähren, wo die fruchtbare Erde ist, dass das prioritär ist, dass man lokal in einem gewissen Rahmen Handel betreiben muss und dass Export oder Import ein Zusatz ist. Ich bin mir völlig bewusst, dass wir in der Schweiz in einem absoluten Nettoimport-Land leben, was landwirtschaftliche Produkte anbelangt. Aber ich bin der Meinung, dass man gerade in der Landwirtschaft im Zusammenhang mit Ökologie und der Ernährung der Menschen, zwischendurch auch etwas radikalere Ideen andenken muss. Nur für die Devisen und die Agro-Industrie den Export/Import zu fördern, ist ja auch nicht sehr erstrebenswert.

Adrian Wiedmer

Ob die Brombeeren von Costa Rica mit dem Flugzeug oder mit dem Schiff nach Europa gebracht werden, spielt eigentlich keine Rolle. Wir sind gegen diese Einfuhr so kritisch eingestellt, weil sie die schweizerischen Brombeeren konkurrenziert. Diese Konkurrenzfrage werden wir nicht so einfach lösen. Es geht nur so, indem man Richtlinien setzt und indem die externen Kosten internalisiert werden. Dann werden diese Produkte auch teurer. Ich möchte betonen, dass wir sagen müssen, wir wollen eine faire und nachhaltige Landwirtschaft und zwar unabhängig, wo sie stattfindet. Für mich ist die Hauptfrage, welche Produkte auf welche Art produziert werden und nicht primär, woher die Produkte kommen.

Frage an Adrian Wiedmer

Da stellt sich jetzt für mich die Frage, ob Sie der viel kritisierten Globalisierung, positiv oder negativ gegenüberstehen? Sind Sie ein Globalisierer? Wo sehen Sie Grenzen?

Adrian Wiedmer

Ja, die Globalisierung kann man in den Entwicklungsländern positiv nutzen. Es bringt diesen Ländern viel, wenn die BewohnerInnen etwas produzieren können, was wir oder andere Länder gerne kaufen oder auch für den lokalen Markt. Und wieso sollen sie das jetzt nicht machen. Das ist wirklich das, was die Entwicklung voranbringt, was unsere globalen Probleme verringert. Ich bin nur da ein ganz kritischer Globalisierer, wenn es um die Rahmenbedingungen geht. Es braucht ganz klare und ganz konsequente Rahmenbedingungen auf globaler Ebene, zum Beispiel faire soziale Arbeitsbedingungen oder mein persönlicher Vorschlag: Alle Zölle abbauen für fairen Handel.

Frage an Regina Fuhrer

Möchte jemand Stellung nehmen zu den Importen aus dem Süden, z.B. aus der EU?

Regina Fuhrer

Es ist sicher so, dass der Vertrieb der Saisonalität, das Wissen um die Saisonalität verloren gegangen ist. So dass es heute schon fast selbstverständlich ist, dass man im Dezember Tomaten hat, dass man zunehmend nicht mehr weiss, dass dies Früchte oder Gemüse sind, die, von weit herkommen. Der Druck ist insofern da, dass die schweizerische Produktion auch immer früher produktionsfähig sein muss, dass die schweizerischen Gemüse-ProduzentInnen immer früher mit ihren Tomaten starten müssen. Und das ist dann tatsächlich auch eine energie-intensive Produktion, weil sie eigentlich nicht mehr standortgerecht ist. Unsere Tomaten würden natürlicherweise im Juli reif sein und nicht bereits im Mai. Und das denke ich, ist der gesamte Druck, dass man den Anspruch hat, dass alles jederzeit verfügbar ist.

Frage an Pia Grossholz

Wie beurteilen Sie ethisches Handeln in Bezug auf KonsumentInnen?

Pia Grossholz

Wir haben in unserem Workshop intensiv über diese Problematik diskutiert, weil auch die Meinung laut wurde: Wir mögen nicht immer diesen moralisierenden Finger, der uns sagt, was wir sollen und was wir nicht sollen. Wir wollen selbständig entscheiden. Dabei spielt das Wissen eine zentrale Rolle und dort sind wir politisch gefragt. Denn man stellt fest, dass das Wissen über die Nahrungsmittel, über ihre korrekte Zubereitung und Behandlung sehr stark zurück geht. Dies ist darauf zurückzuführen, dass der Lehrplan in den Schulen ganz gewaltig verändert wurde. Im Kanton Zürich wird mittlerweile an den Schulen überhaupt kein Koch- und Haushaltunterricht mehr angeboten. Da stellt sich die Frage, wo und wann sollen die Kinder dann lernen – durch einen objektiven Zugang und nicht nur durch die Mutter, die Grossmutter oder die Fertigprodukte, die auf den Tisch kommen – wie sie mit Nahrungsmitteln umzugehen haben und was Saisonalität ist.

Also wäre dort ein Ansatzpunkt, dass wir verlangen würden, dass unsere Schulen unseren Kindern und vielleicht auch uns, wieder Wissen vermitteln würden über das Leben, das wir jeden Tag brauchen können.

Frage an Adrian Wiedmer?

Welche Regeln braucht die Landwirtschaft und wo sollen diese gemacht werden?

Adrian Wiedmer

Die Regelfrage kann meiner Meinung nach nur global gelöst werden. Einerseits indem die Politik solche Regeln aufstellt und andererseits – denke ich – müsste man die Zölle komplett abschaffen und z.B. nur auf Produktionsweisen hinweisen, die umweltschädlich oder sozial nicht in Ordnung sind, um so den Handel zu behindern. Ich glaube, dass das aber noch ziemlich lange gehen wird, bis die globale Politik soweit sein wird, eine Antwort zu geben auf die Globalisierung, die sehr viel schneller abläuft als die Politik nachkommt. Ich glaube, bis dahin, müssen wir nicht verzweifeln, sondern es gibt ganz viele Möglichkeiten und konkrete Aktionen – so wie das unsere Firma macht und wie das andere machen – um dem Problem zu begegnen.

LITURGISCHER ABSCHLUSS

Gedanken zu Psalm 104

Liebe Männer und Frauen

heute haben Sie viel gehört, wir haben einiges voneinander erfahren und gemeinsam gefragt nach verantwortlicher Lebensführung und nach Regeln, die ein Leben in Würde für alle Menschen fördern. Dies ist nicht einfach, doch wir wollen etwas beitragen zur Gestaltung einer lebensdienlichen Welt, in der Stichworte wie Gerechtigkeit und Solidarität nicht zu Schlagworten verkommen und umgedeutet werden in pseudo-ethischen Diskussionen der grossen Gewinner.

Ich lade Sie ein, inne zu halten, den Blick von unserem Tun und vom Lassen zu lösen, hin auf eine Perspektive einer tiefen Weisheit, hin zu Gott, dem Schöpfer.

Wir lesen einen Ausschnitt aus dem Psalm 104, Vers 1 – 24 (nach einer Übersetzung von J. Ebach) und fügen einige Gedanken an:

?????

¹ Segne, meine Kehle, Adonaj! Adonaj, mein Gott, du bist so gross, in Glanz und Hoheit bist du gekleidet

² In Licht hüllst du dich in einen Mantel, den Himmel spannst du aus wie eine Zeltbahn,

³ Du zimmerst in den Wassern deine hohen Gemächer, du bestimmst Wolken zu deinem Wagen, du fährst auf den Flügeln des Windes daher,

⁴ Winde machst du zu deinen Boten, zu deinen Dienern Feuer und Lohe.

⁵ Du hast die Erde fest auf ihre Pfeiler gegründet, dass sie nie und nimmer wanke.

⁶ Urflut bedeckte sie wie ein Kleid, auf den Bergen standen Wasser.

⁷ Deinem Drohen wichen sie, vor deiner Donnerstimme hasteten sie davon,

⁸ stiegen auf Berge hoch, in Täler nieder hin zum Ort, den du für sie gesetzt hast.

⁹ Eine Grenze hast du bestimmt, dass sie die nicht überschreiten, dass sie nicht zurückkehren und die Erde bedecken.

¹⁰ Du sendest Quellen in die Bachtäler; so laufen sie zwischen Bergen dahin;

¹¹ tränken alle Tiere des Feldes; Wildesel löschen ihren Durst;

¹² Über ihnen wohnen die Vögel des Himmels, aus den Zweigen erheben sie die Stimme.

¹³ Berge tränkst du aus deinen hohen Gemächern; so wird von der Frucht deiner Werke die Erde satt.

¹⁴ Gras lässt du spriessen für das Vieh und Saatgrün für die Arbeit der Menschen, um Brot hervorzubringen aus der Erde,

¹⁵ auch Wein, der das Menschenherz erfreut, um das Antlitz glänzend zu machen: Öl – und das Brot, das das Menschenherz stärkt.

¹⁶ Es trinken sich satt die Bäume Adonajs, die Zedern des Libanon, die du gepflanzt,

¹⁷ dass die Vögel dort nisten; die Störchin – auf Wipfeln ist ihr Haus.

¹⁸ Die hohen Berge gehören den Steinböcken, Felsklüfte sind der Klippdachse Zuflucht.

¹⁹ Du hast den Mond gemacht zum Mass der Zeiten; die Sonne kennt ihren Lauf.

- ²⁰ Bringst du Finsternis und es wird Nacht, regen sich alle Tiere des Waldes.
²¹ Die jungen Löwen brüllen nach Beute, von der Gottheit ihre Speise zu fordern.
²² Strahlt die Sonne auf, ziehen sie sich zurück und lagern in ihren Höhlen.
²³ Da ziehen die Menschen aus zu ihrem Tun und zu ihrer Arbeit bis zum Abend.
²⁴ Wie sind deiner Werke so viel, Adonaj! Alle hast du sie mit Weisheit gemacht; erfüllt ist die Erde von dem, was du dir geschaffen hast.

????

Ein bekannter Psalm, die Beterin besingt Gottes Schöpfung, voller Achtung/Staunen und voller Freude über die Fülle an Leben auf dieser Welt. Eine bunte Welt mit unterschiedlichen Lebensbedürfnissen wird vor unseren Augen entfaltet: Berge, Täler und Quellen besungen, Löwe und Klippschaf, Steinböcke und Störche genannt und der Mensch.

Der Mensch erhält Saatgrün zum Pflanzen und Ernten von Korn für Brot und Wein und Öl.

Ein starker Text ist dieses Psalm-Lied.

Die Weite der Schöpfung wird spürbar; fast spielerisch wird erzählt, wie Gott die Welt ordnet. Der Zusammenhang zum heutigen Tag ist klar, Schöpfung als Ort, wo Land bebaut wird, Landwirtschaft betrieben wird. Zum Themenbereich Ökonomie und Globalisierung sagt der Psalm scheinbar nichts. Aber es lohnt sich, genauer hinsehen:

Gott hat eine Grenze bestimmt. Er donnert die Fluten an, verweist sie mit einem machtvollen Drohwort in Schranken: „Eine Grenze hast du bestimmt, dass sie die nicht überschreiten, dass sie nicht zurückkehren und die Erde bedecken“. Gott setzt eine Grenze, er weist Lebensräume zu und schützt dadurch Räume vor zerstörerischer Macht, damit alles Leben ohne existentielle Gefährdung sich entfalten kann. Innerhalb dieser Grenzen können das Leben, das Zusammenleben vielfältig gestaltet werden. Doch die Grenze ist unverrückbar. Sie ermöglicht Leben.

Grenzen setzen ist ein Gegenbegriff zum Wort Globalisierung. Im Begriff Globalisierung ist die Vision der Grenzenlosigkeit angelegt. Entgrenzung, Grenzen werden als Hindernisse der Entwicklung gedeutet, Grenzen setzen als rückständig verbrämt. Grenzen müssen fallen, damit sich alle am Wachstum beteiligen können, damit es vorwärts geht. Grenzenloser Waren- und Kapitalfluss zum Wohle aller.

Doch die Vision der grenzenlosen Globalisierung geht nicht auf, das wissen wir inzwischen. Zu viele werden dabei ausgegrenzt; denn die Entgrenzung wird oft einseitig organisiert und schafft überfließenden Reichtum für gewisse Gruppen, doch viele verlieren. Und einige verlieren ihre Existenz, ihren Lebensraum, ihr Leben.

Ähnliche Phänomene kennen auch die Menschen in biblischen Zeiten, weshalb verletzliche Menschengruppen immer wieder zum Thema gemacht werden, wenn es um die Sicherung ihres Überlebens geht. Dabei werden plötzlich Fragen des Rechtes, der Gerechtigkeit im Zusammenhang mit Ökonomie zentral. Gerechtigkeit für die, deren Stimme nichts zählt oder überhört wird. Im bäuerlichen Umfeld tönte es so:

„Verrücke nicht die Grenze der Witwe und dringe nicht ein ins Feld der Waisen“ oder „Nicht sollst du verrücken die Grenze deines Nächsten, die deine Vorfahren eingegrenzt haben auf dem Erbbesitz, den du zum Erbe bekommst in dem Land, das dir Adonaj, dein Gott, zu eigen gibt.“

Also Recht muss dort greifen, wo Überleben gefährdet ist und wo verletzliche Gruppen bedroht sind. Dort mahnt Gott zur Einhaltung gesetzter Grenzen und erinnert an Recht und Gerechtigkeit zugunsten von Schwachen, vor den Eigeninteressen der anderen.

Auch heute noch: also Beendigung der Ausbeutung von landlosen Bäuerinnen, Kleinbauern und Tagelöhnern, von Hausangestellten und arbeitenden Kindern, keine Benachteiligung von familienorientierten kleinen Betrieben in Kamerun, im Napf und im Seeland.

Grenzen setzen entgegen der Vision einer grenzenlosen Globalisierung, Zügeln der Kräfte des Marktes, Eingrenzen von multinationalen Konzernen, welche auch innerhalb der Landwirtschaft den Gewinn höher bewerten als das Leben.

Doch nicht nur dies, sondern auch Grenzen des Konsums: Nicht alles schnell, billig und zu jeder Zeit, sondern regional, ökologisch und fair.

Damit wir die verschiedenen Jahreszeiten auf dem Teller wahrnehmen, schmecken und geniessen können und andere von den produzierten Lebensmitteln leben können.

Damit wir und die nachfolgenden Generationen sich erfreuen am Reichtum der Schöpfung, an Brot, Wein und Öl.

Schön ist sie geworden, diese Schöpfung, wahrlich, eine Pracht ist diese Erde, auf der wir leben dürfen! Nur in der Schöpfung lässt sich Gott auch in ästhetischen Begriffen wie schön oder prächtig usw. fassen. In der Schöpfung hat Gott sich kreativ verwirklicht, ist lebendig geworden und kann Leben weiter hervorbringen. Die Schöpfung selbst ist so auch göttlich und ist ein Teil Gottes.

Wenn wir das Ganze geschlechtsspezifisch betrachten, ist die Schöpfung der weibliche, weiter Leben hervorbringende Teil Gottes. Diese Betrachtung von Schöpfung und Erde als weibliche Seite oder weibliches Antlitz Gottes hat sich in unserer Kultur leider nie richtig durchsetzen können. Im heutigen masslosen und unzählige Grenzen überschreitenden Umgang der Menschen mit ihr ist fast nichts von einer Achtung vor der Schöpfung als Gottheit oder mindestens Teil-Gottheit zu erkennen.

Es gibt aber Kulturen, wo diese Göttlichkeit der Schöpfung noch viel deutlicher vorausgesetzt ist als bei uns. Ich erlebte dies in den Anden in Südamerika. Erde ist dort die weibliche Seite Gottes. Nach Geschlechtern getrennt ist Sonne, in der Quetschuasprache INTI, Vater Gott und die Erde, in der Quetschuasprache PACHA, Mutter Gott. Mutter Gott PACHA MAMA, ist für die Menschen in Südamerika ebenso wichtig wie Vater Gott INTI. Dies zeigt sich noch bis heute im respektvollen Umgang der Menschen mit der Erde und ihren Geschöpfen. Das Fällen jeden Baumes und das Schneiden von Gras bedeutet, der Mutter Erde Haare zu schneiden. Dies hat mit Mass zu geschehen, damit Frau Erde ihre schöne Frisur nie verliert. Pflügen heisst, der Mutter Erde die Haut aufschürfen. Dies muss vorsichtig und schonend gemacht werden, damit sie nicht zu stark verletzt wird, und da es mit Schmerzen verbunden ist, darf es wirklich nur gemacht werden, wenn sie mit Samen befruchtet wird. Diese Achtung vor der Schöpfung ist mit ein Grund, weshalb in den Anden immer noch so viel mit Tierzügen gepflügt wird. Ich erlebte sogar Reisbauern, welche auf grossen Feldern das Pflügen, eigentlich die härtere Arbeit, mit Tiergespannen verrichteten,

das Planieren des Feldes, also die leichtere und schonendere Arbeit, dagegen mit einem Traktor ihrer Kooperative.

Bei jedem Eingriff wird Mutter Erde vorher um Erlaubnis oder Verzeihung gebeten. Die Menschen beschenken sie, damit sie nachher auch wieder die Menschen beschenkt. Ernten heisst, von Mutter Erde beschenkt zu werden. Alles, was die Menschen für ihren Bedarf benötigen, erhalten sie von Mutter Erde geschenkt. Dies setzt auf Seite der Menschen Dankbarkeit und Demut voraus, nicht Übermut. Die Menschen zeigen sich für alles dankbar, was sie von Mutter Erde erhalten. Sie danken und segnen es. Auch tierische Nahrung gilt als Geschenk der Mutter Erde. Wenn ein Rind geschlachtet wird, zeigen sich die Menschen diesem Tier gegenüber nicht als räuberische Jäger. Sie behandeln das Tier zärtlich, danken ihm und segnen es vor dem Schlachten.

Von allem, was die Menschen von Mutter Erde für ihren Bedarf erhalten, lassen sie einen Teil als Dank oder als Bezahlung, spanisch PAGO, ihrer Mutter Erde. Die Menschen sind sich bewusst, dass sie von Mutter Erde immer soviel bekommen, wie sie für ihren Bedarf brauchen, wenn sie sich ihr gegenüber respektvoll verhalten. Nie im Leben käme es gottesfürchtigen Menschen in den Sinn, auf Mutter Erde mehr zu produzieren, als für den Bedarf der direkt auf ihr lebenden Menschen nötig ist. Und Respekt vor Mutter Erde bedeutet auch, alles, was wir von ihr geschenkt erhalten, gut und gerecht untereinander zu verteilen, damit immer möglichst wenig von Mutter Erde abverlangt werden muss.

Wir möchten uns nun zum Schluss von der göttlichen Schöpfung, von der Mutter Erde, beschenken lassen und miteinander teilen. Wir teilen diese Nüsse hier und geben auch symbolisch einige davon als PAGO, Dank und Bezahlung an die Erde zurück.

Gebet

Gütiger Gott, Quelle allen Lebens,
Wir danken Dir für die wunderbare Vielfalt der Schöpfung.

Du siehst es und wir spüren es an manchen Orten unserer Welt:
Sehr vieles ist in Unordnung geraten durch unser menschliches Tun.
Deshalb müssen all zu viele Menschen in bitterster Armut leben.
Auch heute wollen sich Menschen mit Dir messen und sich sogar an Deine Stelle setzen.

Wir bitten Dich,
hilf uns hinter den ungebremsten Konsum, Eigennutz und Gier zu schauen,
damit wir unser Handeln ändern
um nicht gänzlich unsere Lebensgrundlagen zu zerstören.

Wir bitten Dich:
Stärke alle Menschen, damit sie sich wehren gegen Ausbeutung und Zerstörung
so dass alle Lebewesen dieses Planeten in Frieden und in Fülle leben mögen.
Segne uns auf diesem Weg.

Amen

Susanne Schneeberger Geisler, Jules Rampini, Irene Meier

LINKS

Kamerun:

ACDIC (Association Citoyenne de Défense des Intérêt Collectifs), Kamerun
www.acdic.net und acdic@acdic.net

weiter Infos zu „Keine Chicken schicken“
eed (Evangelischer Entwicklungsdienst e.V.), Bonn
www.eed.de und eed@eed.de

Gäste aus der Schweiz

gebana ag, Zürich
www.gebana.com und info@gebana.com

Dachverband Schweizerischer BiobäuerInnen
www.biosuisse.ch und bio@bio-suisse.ch

Inforama, Zollikofen
www.inforama.ch und informa.ruetti@vol.be.ch

Konsumentenforum kf, Zürich
www.konsum.ch und forum@konsum.ch

Schweizerische Hochschule für Landwirtschaft, SHL, Zollikofen
www.shl.bfh.ch und office@shl.bfh.ch

Swissaid, Bern

www.swissaid.ch und info@swissaid.ch

Verband Schweizerischer GemüseproduzentInnen

www.swissveg.com

Reformierten Kirchen Bern Jura Solothurn

www.refbejuso.ch/Landwirtschaft oder www.refbejuso.ch/oeme

Allgemeine Links zu Landwirtschaft:

Bäuerliches Sorgentelefon (SRAKLA) www.bauernfamilien.ch

Bundesamt für Landwirtschaft: www.blw.admin.ch

Landwirtschaftlicher Informationsdienst www.lid.ch

Landwirtschaftliche Organisation Bern und Umgebung: www.lobag.ch

Schweizerischer Bauernverband: www.bauernverband.ch

Schweizerische Vereinigung zum Schutz der kleinen und mittleren Bauern:

www.kleinbauern.ch

Syndicat uniterre :www.uniterre.ch

Stichwort Ernährungssouveränität:

Alliance sud: www.alliancesud.ch/deutsch/files/D_PnDt2.pdf

Recht auf Freihandel oder Recht auf Nahrung? Positionspapier zur internationalen Agrarpolitik. Februar 2003.

Brot für die Welt: www.brot-fuer-die-welt.de/Ernaehrung

Erklärung von Bern: www.evb.ch

Swissaid: www.swissaid.ch und anklicken: „unsere Themen: Ernährungssouveränität“

Via Campesina: viacampesina.org

Zur Tagung: Susanne Schneeberger, Fachstelle OeME, Reformierte Kirchen Bern-Jura-Solothurn susanne.schneeberger@refbejuso.ch

ANHANG

Pressecommuniqué der Ref. Kirchen Bern-Jura-Solothurn
Bauern – Spielball oder Spieler auf dem globalisierten Feld?
Barbara Richiger

BAUER – SPIELBALL ODER SPIELER AUF DEM GLOBALISIERTEN FELD?

Am Samstag, 18. November setzten sich an einer Tagung rund 150 Frauen und Männer kritisch mit den Folgen der globalisierten Landwirtschaft auseinander. Eingeladen hatte die Fachstelle OeME (Ökumene, Mission, Entwicklungszusammenarbeit) der Reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn.

Mitreissend erzählte Bernard N’Jonga seine Geschichte: Wie europäische, tiefgekühlte Hühnchen den schwachen Markt in Kamerun (Zentralafrika) kaputt gemacht und die Gesundheit der Bevölkerung arg bedroht haben. Durch die Importe seien über 100'000 Arbeitsplätze verloren gegangen. N’Jonga präsidiert die Bürgervereinigung ACDIC, die mutig, hartnäckig und gewitzt die massiven Importe bekämpft hat. Heutzutage haben junge Korber wieder ein Einkommen, Händlerinnen tragen gesunde Hühner auf den Markt, die Züchterfamilien sorgen für genügend Nachschub, Futterproduzenten bebauen wieder ihre Felder - die Produktionskette beim Hühnerfleisch wird wieder im Land selber geschmiedet. Eine Erfolgsgeschichte zum Thema

Nahrungssouveränität. Und „die jungen Frauen und Männer haben Arbeit, sie müssen nicht in einen schrottreifen Kahn steigen und gegen Norden fahren!“ sagte Bernard N’Jonga und verwies auf eines der Hauptprobleme Europas: die nicht endenden Migrationsströme aus Afrika.

Unabhängigkeit oder Herrschergewalt?

Nahrungssouveränität will auch die Schweiz. Seit dem zweiten Weltkrieg ist sie für die Politik ein Muss und laut Sibyl Anwender von COOP bevorzugen Konsumenten Schweizer Produkte. Trotzdem, jahraus jahrrein werden ausländische Früchte und Gemüse gekauft. Aber wer will denn zur Adventszeit auf Mandarinen und Orangen verzichten? Doch Bio-Brombeeren aus Costa Rica, das schien vielen Tagungsteilnehmern dann doch zu abwegig. Eduardo Rodriguez bemühte sich geduldig, dem kritischen Publikum zu erklären, warum die Hochlandbauern ihre Beeren auch in die USA, nach Kanada und sogar nach Europa exportierten. Der nationale und der regionale Markt seien zu klein, um die Beeren rentabel vermarkten zu können, die Marktöffnung sei für Costa Rica eine Chance. Kleine Familienbetriebe bebauen ihr eigenes Land, die Beeren werden von Hand gepflückt, die Natur wird nicht beeinträchtigt und die Organisation APROCAM (vereintigt 350 Kleinbauern) vermarktet diese zu fairen Preisen. Auch dieses Beispiel ist eine Erfolgsgeschichte. Wenn die Industrieländer solche Produkte nicht herrschaftlich von vornherein ablehnen. Die Vorbehalte sind gross wegen der Lufttransporte. Adrian Wiedmer von gebana (Fair Trade) unterstützt die Forderung, Energiekosten in die Preiskalkulation einzubinden, da sie für überraschende Einsichten sorgen würde. Die Rosenproduktion aus Ecuador verbraucht, laut Wiedmer, trotz Flugtransport weniger Energie, als holländische Treibhaus-Rosen, die mit dem LKW in die Schweiz transportiert werden. Für die anwesenden Bauern war die Tagung ein Wechselbad der Gefühle, einerseits fühlten sie sich solidarisch mit den Kollegen aus Afrika und Südamerika, andererseits bangten sie um ihre eigene Zukunft. Sie, die Familienbetriebe aus Nord und Süd, müssten mit den Grossbetrieben aus USA, Australien, Brasilien u.a. konkurrenzieren.

Mutig und kritisch – der neue Schweizer Konsument

Viele Forderungen würden an die Landwirtschaft gestellt, doch wie sollen die Bauern diesen gerecht werden, fragte sich ein Bauer aus Riggisberg. Der Spielraum ist klein, die Politik steuert Richtung Agrar-Industrie (Grosse Höfe mit hoher Produktion) und eine reine Nischenlandwirtschaft wäre die Absage an die Souveränität. Wenn Jungbauern den Mut der Kameruner hätten und klug wie die Costaricaner auf dem Weltmarkt mitspielen würden, dann sähe die Zukunft nicht mehr so düster aus, entgegnete ein Landwirt aus dem Gürbetal. Allerdings, ohne Konsumentinnen die ihre Kaufkraft für einheimische, saisonale Produkten einsetzen, stünden die Kleinbetriebe geschwächt da auf dem globalen Spielfeld der Marktwirtschaft, betonte Prof. Gil Duccommun, Dozent für Entwicklungspolitik und ländliche Entwicklung und Leiter der Abteilung internationale Landwirtschaft an der Schweiz. Hochschule für Landwirtschaft, SHL, Zollikofen. Das Wissen um die Saisonalität sei weitgehend verloren gegangen, bedauerte auch Pia Grossholz, Vertreterin des Konsumentinnenforums. Mutige, kritische Konsumentinnen braucht es damit sich Vreni Abersold, Gemüsebauerin aus dem Seeland nicht mehr verkohlt fühlt, und nirgends mehr Blumenkohl im Januar als Gemüse des Monats angepriesen wird.

Barbara Richiger